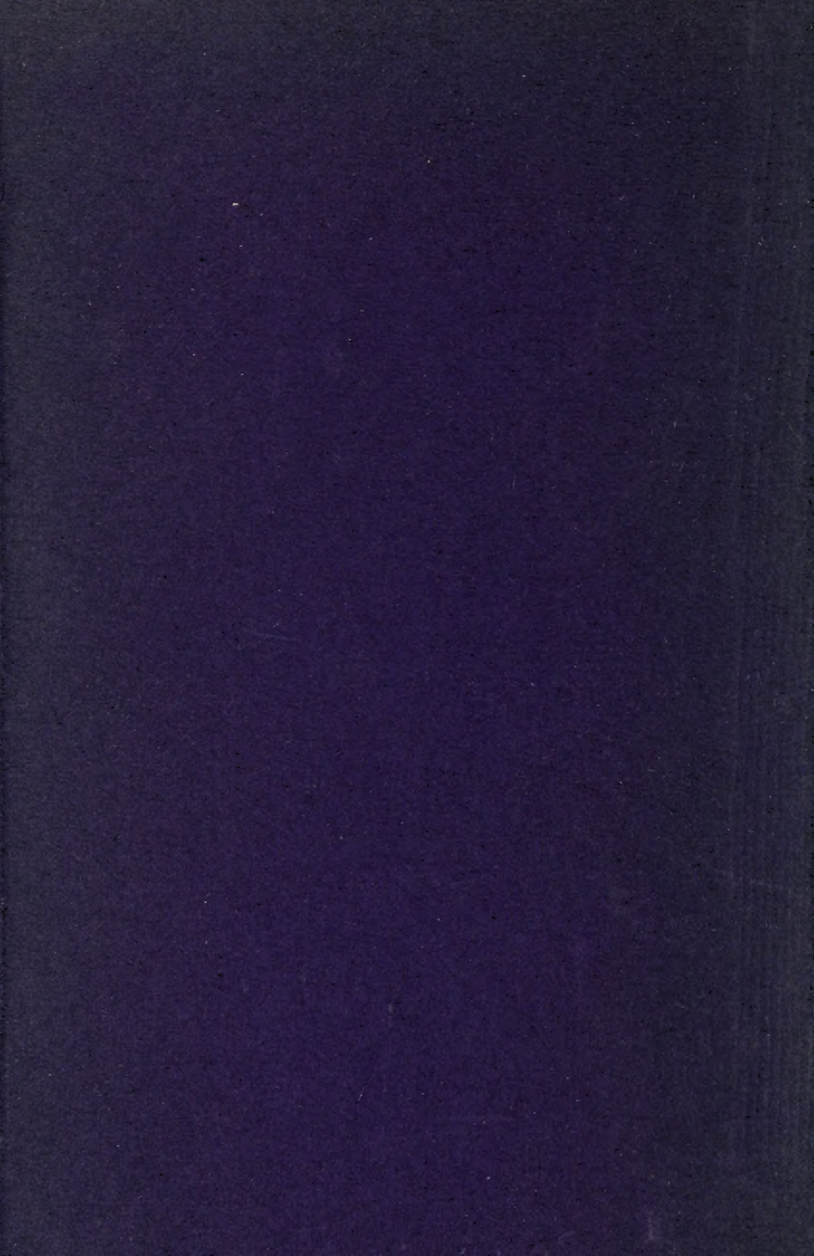
Goethe-Briefe

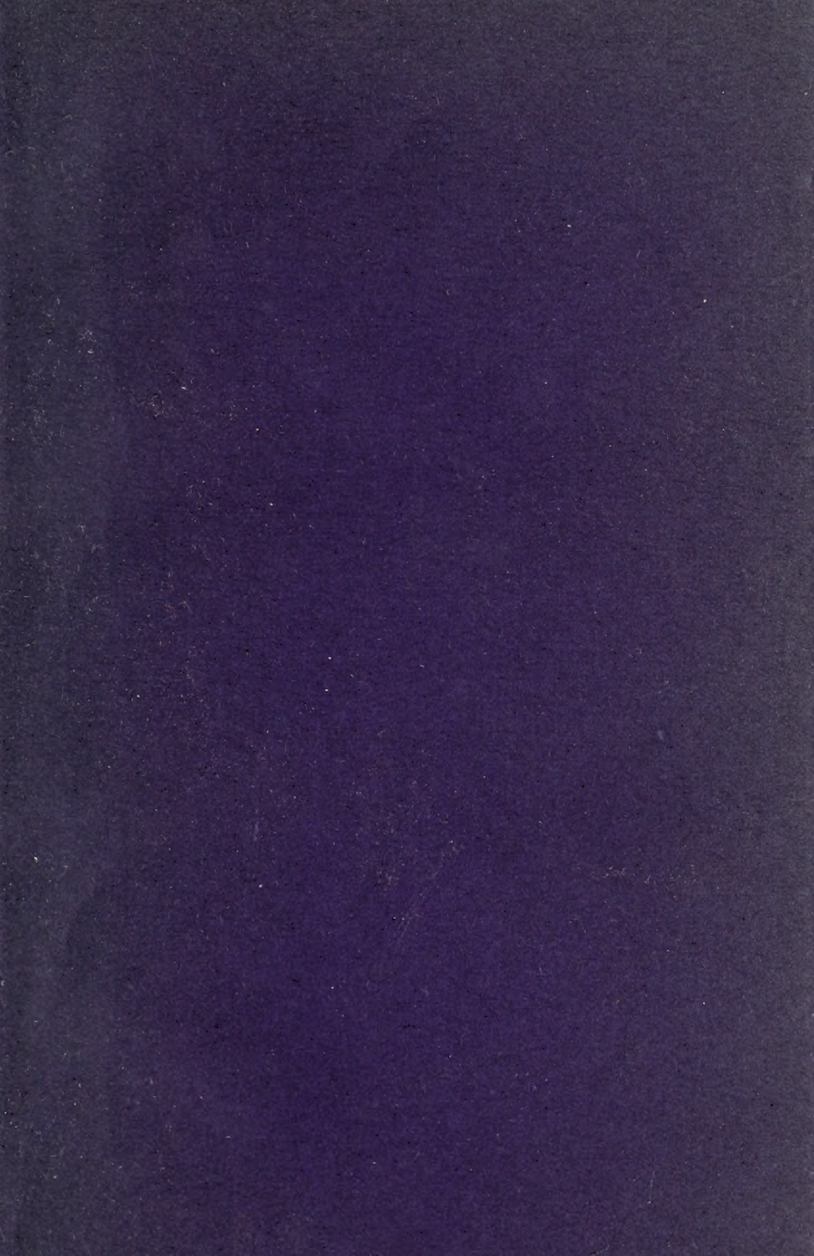
Auswahl in 2 Bänden von

Wilhelm Bode

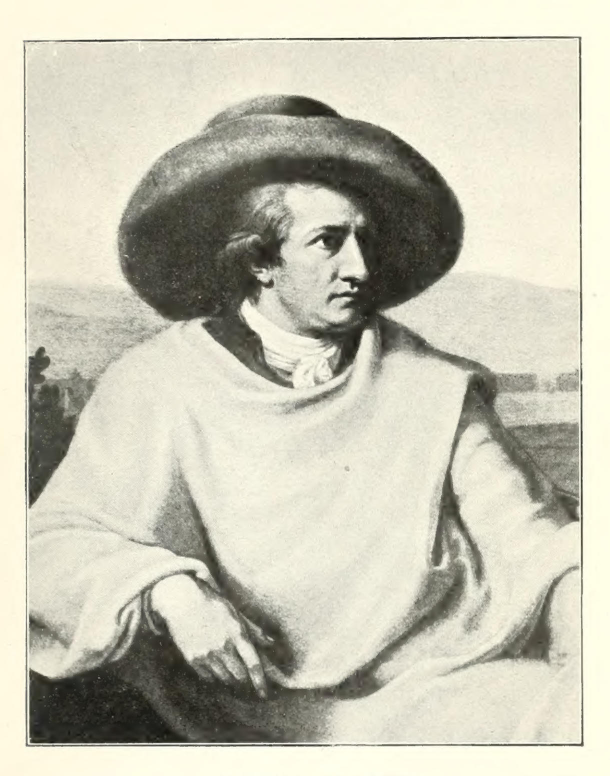
Band 1





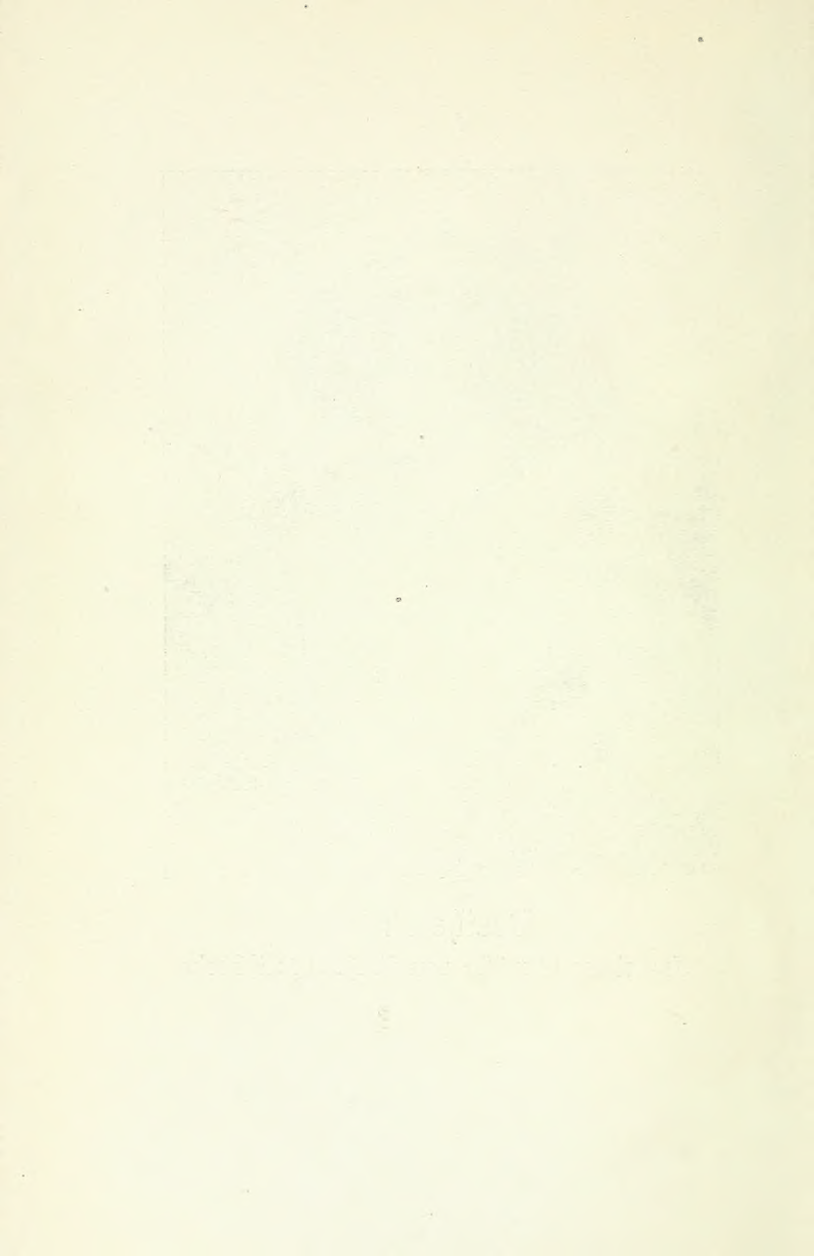






Goethe 1786

Aus einem Gemälde von J. H. W. Tischbein

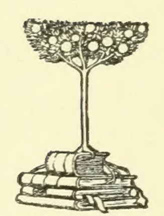




Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

18. Band



6. bis 10. Tausend

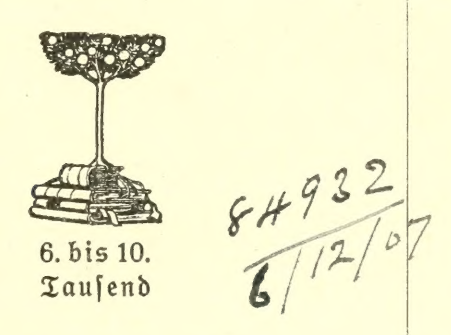
Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1907

Goethes Briefe
in kleiner Auswahl

Erster Band
1749–1788

Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode.

Mit Bildnis Goethes von J. H. W. Tischbein.



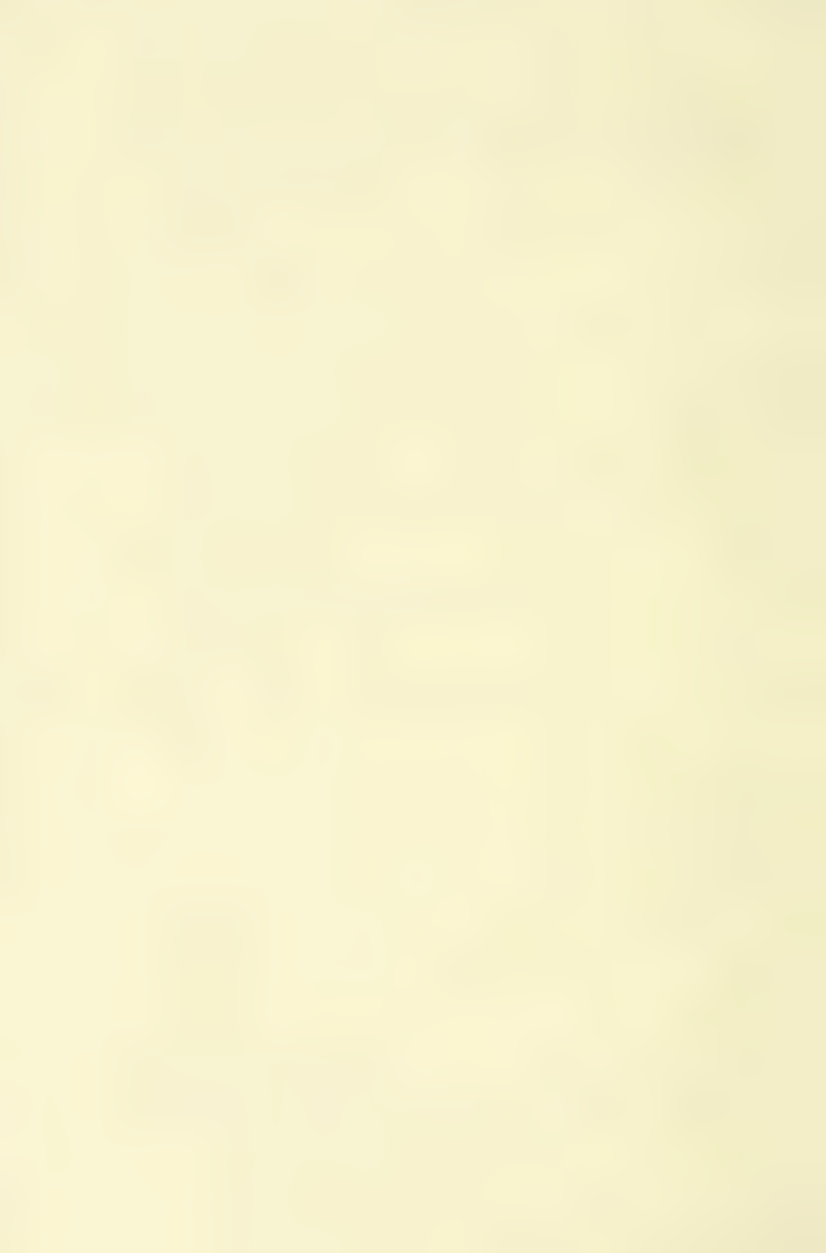
6. bis 10. Tausend

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1907

Inhalt beider Bände.

I. Band. Erste Lebenshälfte. 1749—1788.
II. Band. Zweite Lebenshälfte. 1788—1832.

Einleitung



Goethes Briefe erscheinen vollständig in der sogenannten Sophienausgabe seiner Werke, die vom Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar besorgt wird; bis Ostern 1906 lagen 34 starke Bände von diesen Briefen vor, und diese reichten erst bis zum Juni 1821. Eine vortreffliche achtbändige Auswahl hat Philipp Stein bei Otto Elsner in Berlin herausgegeben; von einer andern Auswahl, die E. v. d. Hellen besorgt, sind in der Cottaschen Handbibliothek 6 Bände erschienen. Wir wagen es hier, das Wertvollste aus Goethes Briefen in nur zwei Bänden „ins Enge zu bringen", wie der Dichter zu sagen liebte.

Goethe hat dreierlei Arten Briefe geschrieben: lyrische, philosophische und — langweilige. Die lyrischen sind zumeist an die geliebten Mädchen und Frauen gerichtet oder an Freunde, denen er seine Liebessachen anvertraute. Wie Goethe einer der größten Lyriker in Versen, oder der größte, war, so ist er es auch in diesen Briefen. Unser erster Band enthält viele Proben davon; der zweite dagegen ist reich an philosophischen Briefen. Wie hoch Goethe als Denker steht, hat man erst in neuester

Zeit recht erkannt. In der Schulphilosophie gehört er nicht zu den Führern, und er hat kein neues System zu bauen versucht, aber wenn man unter Philosophie praktische Lebensweisheit versteht und ein fleißiges, in die Tiefen dringendes Nachdenken über alle wichtigen Fragen der Menschheit, so schreitet Goethe auch hier unter den besten Lehrern voran. Als Briefe stehen die philosophischen nicht so hoch wie die lyrischen, denn hier ist das warmblütige Innere des Schreibenden und des Empfangenden weniger fühlbar; Goethe bietet hier mehr Abhandlungen oder Aphorismen statt eigentlicher Briefe von Person zu Person. Aber diese Erörterungen können uns viel geben, eben weil sie allgemein gültige Wahrheiten aussprechen.

Daß ein innerlich so reicher Mann wie Goethe auch langweilige Briefe, und zwar recht viele, geschrieben haben soll, leuchtet nicht ohne weiteres ein. Es hat verschiedene Ursachen. Eine davon ist, daß Goethe mehr ein Genie als ein Talent war; er leistete das Höchste, wenn sein Genius wach und aufgeregt war; aber er war unbeholfen und stumm, wenn der Genius schlief. Es ist erstaunlich, wie schwach der Riese zu Zeiten war. Sodann: zu Goethes erworbener Lebensweisheit gehörte auch seine Verehrung der Schweigsamkeit. Er lehrte: „Rat und Hilfe muß jeder bei sich selber suchen"; er weigerte sich, andere zu beeinflussen; er war sich stets bewußt, daß der Absender nicht weiß, in welcher Lage und Stimmung sein briefliches Wort den

Empfänger antrifft (zu seiner Zeit waren die Briefe viermal so lange oder noch länger unterwegs als heute). Solches Wissen und Denken verhilft nicht zu lebendigen, eindringlichen Briefen. Goethe betrübte viele, die sich an ihn wandten, mit Phrasen abspeisen mochte er nicht; jedem die besondere, gehörige Antwort zu geben hatte er keine Zeit; so schrieb er gar nicht oder erst nach langer Zeit, und dann nur wenige, Entschuldigung erbittende Zeilen. Ein sehr großer Teil seiner Briefe bezieht sich ferner auf seine amtlichen oder schriftstellerischen Tagesgeschäfte; sie sind ohne Erläuterung kaum verständlich und können ihrer Natur nach nur für wenige Forscher lesenswert sein. Noch ein Punkt verdient Beachtung: der Schriftsteller, der an geplanten und begonnenen Werken leidet, weil er sie nicht nach Wunsch fördern kann, ist am wenigsten geneigt, sein Innerstes und Bestes in Briefen auszuspenden. Deshalb sind z. B. die Briefe Karl Augusts und Zelters an Goethe inhaltreicher, als die Antworten, die sie von ihm erhielten.

Soviel zur Beruhigung der Leser, die etwa fürchten, daß eine zweibändige Auswahl aus den fertigen und vorbereiteten 45 Bänden der Sophienausgabe ihnen gar zu viel des Kostbaren vorenthalte. Wer Zeit hat, sich mit Goethe intimer zu beschäftigen, tut allerdings gut, die Sammlungen von Stein oder v. d. Hellen und die Sonderausgaben der Briefwechsel mit Schiller, Knebel, Karl August, Zelter u. s. w. zu lesen.

Da wir uns hier nicht an die Goethe-Gelehrten wenden, so wird es willkommen sein, daß wir unsere Erläuterungen mit einer Biographie Goethes verbunden haben; vielleicht läßt man die zwei Bände freundlich als eine Biographie in Briefen gelten.

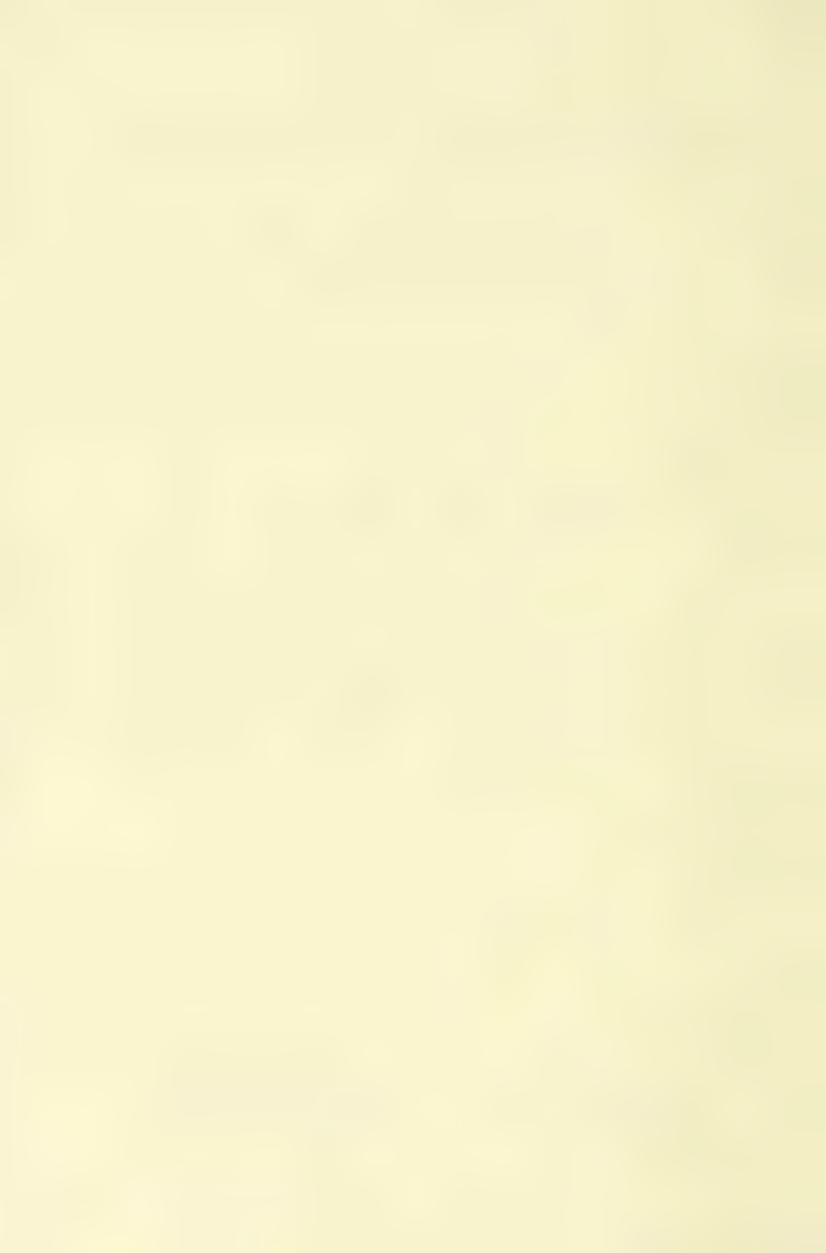
Weimar, Pfingsten 1906. Dr. Wilhelm Bode.

Bemerkung.

Die nachfolgenden Briefe sind großenteils nur Auszüge; das Unwichtigere ist weggelassen. Rechtschreibung und Satzzeichen sind nach heutigen Ansprüchen vielfach geändert. Die in eckigen Klammern eingeschlossenen Worte sind Hinzufügungen des Herausgebers.

Goethes Briefe
in kleiner Auswahl

Erste Lebenshälfte
1749–1788



Goethe verbrachte die ersten sechzehn Jahre seines Lebens, genauer: die Zeit vom 28. August 1749 bis Ende September 1765, im väterlichen Hause am Großen Hirschgraben zu Frankfurt am Main. Sein Vater war ein vermögender Mann, der den Titel „Kaiserlicher Rat" trug, aber kein Amt verwaltete; er war kenntnisreich, lehrhaft, ernst, pedantisch, das Leben schwer nehmend. Die Mutter, eine Tochter des Stadtschultheißen Textor, zeichnete sich dagegen durch Fröhlichkeit, heitere Lebenskunst und namentlich auch durch eine lebhafte Phantasie aus; sie war die vollkommenste Geschichten- und Märchenerzählerin. Beide Eltern gaben ihrem Sohne ihren Charakter und ihre Talente mit, so daß Goethe die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich vereinigt; beide hatten namentlich auch deshalb größten Einfluß auf ihn, weil er in keine Schule getan, sondern ganz im Hause vom Vater und von Hauslehrern erzogen wurde. Die große Begabung des Knaben und seine Eigenart waren früh deutlich; auch geriet er früh in wunderliche Gesellschaft und ungewöhnliche Erlebnisse. Seinen Altersgenossen aus gleichem Stande sagte sein frühreifes Wesen nicht immer zu; dies zeigte sich, als sich der vierzehnjährige Goethe um die Mitgliedschaft in einem „Tugendbunde" bewarb, den der siebzehnjährige Ludwig Ysenburg v. Buri in Neuhof gegründet und „Arkadische Gesellschaft Philandria" genannt hatte. Aufseher des Bundes für Frankfurt war Karl von Schweitzer, mit dem Bundesnamen Alexis. Der nachfolgende Brief an Buri ist der älteste, den wir von Goethe besitzen:

An Ludwig Ysenburg v. Buri.

Frankfurt, den 23. Mai 1764.

Wohlgeborner,

Insonders Hochzuehrender Herr,

Ew. Wohlgeboren werden sich wundern, wenn ein Unbekannter sich unterstehet, bei Ihnen eine Bitte vorzubringen. Doch billig sollten Sie mit allen denjenigen, die Ihre Verdienste kennen, nicht erstaunen. Da Sie wohl wissen können, daß Ihre Eigenschaften selbst auch noch in fernern Ländern, als wo ich wohne, die Gemüter Ihnen eigen zu machen vermögend sind.

Sie sehen aus meiner Vorrede, daß ich zur Zeit um nichts als Ihre Bekanntschaft anhalte, bis Sie erfahren, ob ich wert bin, Ihr Freund zu sein und in Ihre Gesellschaft einzugehen.

Werden Sie über meine Kühnheit nicht unwillig und verzeihen Sie ihr! Ich kann nicht anders, denn wenn ich auch länger schweigen und Ihre große Eigenschaften insgeheim verehren wollte, wie ich bisher getan habe, so würde mir dieses die größte Betrübnis von der Welt erwecken. Keiner von meinen Freunden, die Sie kennen, gönnt mir dieses unschätzbare Glück. Vielleicht ist auch ein kleiner Neid schuld daran. Aber eben fällt mir die beste Ursache ein, Sie wollen keinen Menschen, der meine Fehler hat, in Ihre Bekanntschaft bringen, damit Sie deswegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ew. Wohlgeboren werden wissen, daß wir

unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Person, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freier im Raabener gemein, daß ich meine Fehler voraus sage. Ich weiß zwar, daß Ihnen die Zeit bei meinem Geschwätze sehr lang werden wird, doch was hilft's? Einmal müssen Sie es erfahren, entweder vor, oder nach der Bekanntschaft. Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die cholerischen Temperamente; hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von Ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nämlich, daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon hundert Jahre kennte, aber was hilft's? Dies ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe, Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Zeremoniell ist, bindet, wird mir es verzeihen; glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer acht setze!

Noch eins fällt mir ein: ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vorangeführten Mann gemein, nämlich, daß ich sehr ungeduldig bin und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind, als es möglich ist.

Dieses sind die Hauptfehler. Ihr scharfsichtiges Auge wird noch hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch, wie ich hoffe, nicht aus Ihrer Gnade setzen sollen; sondern alles wird vor mich reden, und meine Fehler so wohl als mein Eifer werden Ihnen zeigen, daß ich bin und beständig bleiben werde

Meines Wohlgebornen und
insonders Hochzuehrenden Herrn
aufrichtigst ergebener Diener
Joh. Wolfgang Goethe.

P. S. Sollten Sie wegen meines Alters besorgt sein, so sag ich Ihnen zur Beruhigung, daß ich ungefähr die Jahre des Alexis habe. Ich beschwere mich sehr über ihn, daß er mich bisher von einem Tag zum andern vertröstete, mich in Ihre Bekanntschaft zu bringen. Belieben Sie, wie ich hoffe und Sie inständigst darum ersuche, mich mit einem Rückschreiben zu beehren, so haben Sie die Gütigkeit, und setzen meinen Vornamen auf die Adresse. Ich wohne auf dem großen Hirschgraben. Leben Sie wohl.

Buri gab zunächst eine hinhaltende Antwort; Goethe bewarb sich ein zweites Mal, offenbar ohne Erfolg, da Schweitzer ihn „seiner Laster wegen" abgelehnt hatte. Goethe war mit jungen Leuten geringen Standes in ein freundschaftliches Verhältnis geraten und dadurch schuldlos in ein bedenkliches Abenteuer verwickelt worden; darin bestanden wohl seine „Laster".

Vom Oktober 1765 bis zum August 1768 lebte Goethe als blutjunger Student in Leipzig. An den strengen stillen Vater dachte er nicht so gern zurück wie an die gütige Mutter und an seine einzige Schwester Kornelia, die er um so inniger liebte, weil er an ihr seine große Lust zum Unterrichten und Erziehen ausüben konnte. Es scheint Goethe zeitlebens schwer gefallen zu sein, sich gegen die Mutter brieflich zu äußern; die folgenden Verse des Siebzehnjährigen finden sich in einem Briefe an die Schwester.

An die Mutter.

Leipzig, den 15. Mai 1767.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang Dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürmischen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt:
So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und Dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt.

Im nachfolgenden Briefe an die Schwester ist zunächst von dem gleichfalls in Leipzig studierenden Landsmann Horn die Rede; sodann von den poetischen Arbeiten des Jünglings, der schon als achtjähriger Knabe erfundene Gespräche niedergeschrieben hatte und von dem ein Gedicht, „Die Höllenfahrt Christi" schon 1767 von Freunden ohne sein Vorwissen in Druck gegeben war. In Leipzig machten sich seine Lehrer Clodius und Gellert, der berühmte geistliche Dichter, eine Aufgabe daraus, die poetischen Versuche der Studenten zu kritisieren und zu korrigieren; Goethe fand wenig Geschmack daran.

An Kornelia Goethe.

Leipzig, den 15. Mai 1767.

Eine von Deinen Handlungen, meine lang gelobte Schwester, die ich schelten muß, ist Deine Indiskretion in der Sache von Hornen. Ich schreibe Dir, daß er eben so gar betrübt über den Verlust der Sarasin nicht sei, und im Scherz füge ich dazu, daß er hier schon Gelegenheit hätte, sich seines Schadens zu erholen. Dieses nimmst Du im ganzen Ernste auf, doch das hätte ich Dir verziehen; allein alsdenn gehst Du hin und erzählst es, nicht etwa einer verschwiegenen Freundin, sondern einem närrischen, eingebildeten, plauderhaften Mädchen, die sich eine Pflicht daraus machen wird, es in der Stadt herumzutragen. Und noch dazu erzählst Du es ihr so ernstlich, daß sie sogar den Namen wissen will. Nein, gute Schwester, Du mußt mir verzeihen, wenn ich Dir versichre, daß das sehr unvernünftig war und daß ich in dem Augenblicke meine kluge

Schwester nicht kenne. Ich halte nichts höher als die Freundschaft, und wenn nun andre Leute die Sache so ernsthaft aufnähmen wie Du und man ihm deswegen Vorwürfe machte, wer wäre wohl an dem Unheil schuld als ich? Ihr guten Mädchen, wir sind klüger als Ihr denkt; wir leben hier in der angenehmsten Freiheit und müßten Toren sein, wenn wir uns Euch unterwürfen, denn es ist keine Sklaverei beschwerlicher als Euch zu dienen.

Werde nicht böse, daß ich gekiffen habe; Du bist selbst schuld daran. Nun zu was munterem, zu meinen Gedichten!

Ich bin vergnügt, daß sie Euch gefallen haben; ich hatte aber erwartet, daß Du mir mehrere Nachricht schreiben würdest, was Dir vorzüglich gefallen, und dann, was Dir mißfallen, denn Deine Spötterei über meine Weisheit kam sehr ungelegen. Ich muß Dir bekennen, daß ich lieber von einem Mädchen als von einem Kritiker gerichtet werden will. Es ist hier der Ort, Dir meine Gründe alle hinzusetzen, die mich hindern, Gellerten etwas zu zeigen.

Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Überzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte. Ich habe von meinem zehnten Jahre angefangen, Verse zu schreiben, und habe geglaubt, sie seien gut; jetzo in meinem 17. sehe ich, daß sie schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre

älter und mache sie um 7 Jahre besser. Hätte mir einer anno 62 von meinem „Joseph" gesagt, was ich jetzt selbst davon sage, ich würde so niedergeschlagen worden sein, daß ich nie eine Feder angerührt hätte.

Vorm Jahre, als ich die scharfe Kritik von Clodiusen über meine Hochzeitsgedichte las, entfiel mir aller Mut, und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädchen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens 15 Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind und von denen ich nicht eins Gellerten zeigen darf, denn ich kenne seine jetzigen Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert. Habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts. Mein Freund, der Gellerten sehr genau kennt, sagt oft, wenn ich ihm ein Stück bringe: das sollte er Gellerten zeigen, wie würde der ihm ein saubres Loblied singen. Ich weiß nicht, ob das nicht Gründe genug sind, daß man mich dispensieren könnte, ihm etwas zu zeigen; ist's aber nicht anders, so will ich ihm etwas durch eine dritte Hand schicken, er soll es öffentlich striegeln, ich will zuhören und Euch alles schreiben.

Ein Bild seines Seelenzustandes gibt der siebzehnjährige Poet auch seinem gleichaltrigen Landsmann Riese, der in Marburg studierte. Im Nachfolgenden finden wir schon einen Gedanken, den Goethe bis in sein Alter hinauf oft äußerte. Er war sich seiner Dichterkraft bewußt, heuchelte keine unwahre Bescheidenheit, aber wenn er an die größten Dichter der Vorzeit geriet, demütigte er sich tief vor ihnen und gestand, daß er hätte schweigen sollen, wo schon so viele hohe Werke vorhanden wären.

An Johann Jakob Riese.

Leipzig, den 28. April 1766.

Lieber Riese! Ich habe Euch lange nicht geschrieben. Verzeiht es mir. Fragt nicht nach der Ursache! Die Geschäfte waren es wenigstens nicht. Ihr lebt vergnügt in Marburg, ich lebe hier ebenso. Einsam, einsam, ganz einsam. Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen
An meine Lieben denken kann.

So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,

Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der, mich zu erfrischen,
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entriss'ne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und such in öden Mauern
Einsames Trauern.

Aber wie froh bin ich, ganz froh! Horn hat mir durch seine Ankunft einen Teil meiner Schwermut entrissen. Er wundert sich, daß ich so verändert bin.

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden!
Ich weiß sie selbsten nicht!

Euer Brief redet von Geyern. Glaubt denn der ehrliche Mann, daß hier die Auditores hundertweise säßen! Er war ja ehemals in Leipzig. Aber, nicht wahr, wie leer waren seine Hörsäle!

Ich muß doch ein wenig von mir selbst reden.
Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen

Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wieviel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich
Und ängstlich spannt er alle Nerven an —
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt

Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Werdet nicht über meinen Gallimatias böse. Lebt wohl. Horn will meinen Brief einschließen. Grüßt den Kehr. Schreibt. Habt mehr Kollegia in Zukunft. Horn soll 5 nehmen. Ich 6. Lebt wohl. Gewöhnt Euch keine akademistische Sitten an. Liebt mich. Lebt wohl. Lebt wohl.

Ein anderer Jugendfreund war der am gleichen Tage wie Goethe geborene Moors. Ihm schreibt er von der heftigen Liebe, die Käthchen Schönkopf in ihm erregt hatte. Sie war die Tochter eines Weinhändlers im Brühl, der, ohne öffentliche Wirtschaft zu haben, einen Mittagstisch hielt, an dem auch Goethe teilnahm, und abends einen kleinen Kreis Gäste beim Weine hatte.

An Wilhelm Karl Ludwig Moors.

Leipzig, den 1. Oktober 1766.

Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen! Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe

die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen.

Diese Liebe, die ihn einige Jahre erregte, ließ ihn auch alle „Launen des Verliebten" empfinden, auch alle Schmerzen der Eifersucht, obwohl ihm Käthchen dazu keinen hinreichenden Grund gab. Sein Vertrauter war damals der um zehn Jahre ältere Hofmeister Behrisch, der im Oktober 1767 Leipzig verließ, um als Prinzenlehrer in Dessau zu wirken. Hier erhielt Behrisch auch die nachfolgenden Augenblicksbilder einer goethischen Eifersuchts-Raserei. Die darin erwähnte „Annette" ist Käthchen Schönkopf; Obermanns waren eine gegenüber wohnende Kaufmannsfamilie; Konstanze Breitkopf war die Tochter von G. J. Breitkopf, dessen Vater die berühmte Druckerei und Buchhandlung Breitkopf & Härtel begründete. „Wegen der Minna" bezieht sich auf eine von den jungen Leuten geplante Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm"; im Theater wurde desselben Dichters „Miß Sara Sampson" gegeben.

An Ernst Wolfg. Behrisch.

Leipzig, den 10. u. 11. November 1767.

Es ist gut, daß ich heute einen Brief von Dir

gekriegt habe. Sieh, ich antworte auch gleich, ob Du gleich dieses Blatt erst Sonnabends kriegen sollst.

Abends um 7 Uhr.

Ha! Behrisch! da ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen Deine Arme. O Gott, Gott! — Laß mich nur erst wieder zu mir kommen! Behrisch, verflucht sei die Liebe! O sähst Du mich, sähst Du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll, du würdest jammern! Freund, Freund! Warum hab ich nur Einen?

um 8 Uhr.

Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit Dir reden können. Ob vernünftig? das weiß Gott. Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände! da wüßte ich doch, worein ich beißen sollte! Du hast viel mit mir ausgestanden, stehe noch das aus! Das Geschwätze, und wenn Dir's Angst wird, dann bete, ich will Amen sagen, selbst kann ich nicht beten. Meine — Ha! Siehst Du! Die ist's schon wieder. Könnte ich nur zu einer Ordnung kommen, oder käme Ordnung nur zu mir. Lieber, lieber!

Horn war da, ich hatte ihn herbestellt, mir etwas vorzulesen; ich habe ihn abweisen lassen; er glaubt, ich liege im Bette. Der muß mich nicht stören, wenn ich mit Dir rede. Er ist ein guter Junge, aber wenn's aufs Stören ankommt, da ist er ein Meister

drinne. — Tausend Sachen, und nicht die rechte. — O Behrisch, Behrisch! Mein Kopf.

Ich habe mir eine Feder geschnitten, um mich zu erholen. Laß sehen, ob wir fortkommen. Meine Geliebte! Ah, sie wird's ewig sein. Sieh, Behrisch, in dem Augenblicke, da sie mich rasend macht, fühl ich's. Gott, Gott, warum muß ich sie so lieben! Noch einmal angefangen. Annette macht — nein nicht macht. Stille, stille, ich will Dir alles in der Ordnung erzählen.

Am Sonntage ging ich nach Tische zu Doktor Hermann und kehrte um drei zu Schönkopfs zurück. Sie war zu Obermanns gegangen, ich wünschte mich zum ersten Male in meinem Leben hinüber, wußte aber kein Mittel und entschloß mich, zu Breitkopfs zu gehen. Ich ging und hatte oben keine Ruhe. Kaum war ich eine Viertelstunde da, so sagt' ich der Mamsell, ob sie nichts an Obermanns wegen der „Minna" zu bestellen hätte. Sie sagte nein. Ich insistierte. Sie meinte, ich könnte da bleiben, und ich, daß ich gehen wollte. Endlich, von meinen Bitten erzürnt, schrieb sie ein Billet an Mamsell Obermann, gab mir's, und ich flog hinunter. Wie vergnügt hoffte ich zu sein! Weh ihr! Sie verdarb mir diese Lust. Ich kam. Mams. Obermann erbrach das Billet, es enthielt folgendes: „Was sind die „Mannspersonen für seltsame Geschöpfe! Veränder- „lich, ohne zu wissen warum. Kaum ist Hr. Goethe „hier, so gibt er mir schon zu verstehn, daß ihm

„Ihre Gesellschaft lieber ist als die meinige. Er
„zwingt mich, ihm etwas aufzutragen, und wenn
„es auch nichts wäre. So böse ich auch auf ihn
„deswegen bin, so weiß ich ihm doch Dank, daß
„er mir Gelegenheit gibt, Ihnen zu sagen, daß ich
„beständig sei. Die Ihrige."

Mamsell Obermann, nachdem sie den Brief gelesen hatte, versicherte mir, daß sie ihn nicht verstünde; mein Mädchen las ihn und, anstatt daß sie mich für mein Kommen belohnen, mir für meine Zärtlichkeit danken sollte, begegnete sie mir mit solchem Kaltsinn, daß es der Obermann sowohl als ihrem Bruder merklich werden mußte. Diese Aufführung, die sie den ganzen Abend und den ganzen Montag fortsetzte, verursachte mir solches Ärgernis, daß ich Montags Abends in ein Fieber verfiel, das mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hieß — Nun! O Behrisch, verlange nicht, daß ich es mit kaltem Blute erzähle. Gott! — Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! in der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist. Gott! Das war arg; aber ich verzieh's ihr. Ich wußte nicht, welch Stück es war. Wie? sollte sie mit denen in der

Komödie sein. Mit denen! Das schüttelte mich! Ich muß es wissen. — Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Galerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich. Meine Augen sind schwach und reichen nicht bis in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, mein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir stand, riß mich aus der Verwirrung; ich sah, daß er zwei hatte, ich bat ihn auf das höflichste, mir eins zu borgen, er tat's. Ich sah hinunter und fand ihre Loge — O Behrisch!

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! Hinter ihrem Stuhl Hr. Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung! Ha! Denke mich! Denke mich! auf der Galerie! mit einem Fernglas — das sehend! Verflucht! O Behrisch, ich dachte mein Kopf spränge mir für Wut. Man spielte „Miß Sara". Die Schulzen machte die Miß, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören, meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor, daß das kleine Mädchen, das neben ihr saß, nichts sehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was; ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können.

— Hernach dacht ich an Dich, ich schwöre es Dir, an Dich, und wollte nach Hause gehen, und Dir schreiben, und da hielt mich der Anblick wieder, und ich blieb. Gott, Gott! Warum mußte ich sie in diesem Augenblicke entschuldigen! Ja, das tat ich. Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importuniert schien; das alles glaubte ich zu sehen. Ah, mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! O Gott, und wenn ich's wirklich gesehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Ursache, der ich dieses zuschreiben sollte!

Es schlägt neune, nun wird sie aus sein, die verdammte Komödie. Fluch auf sie! Weiter in meiner Erzählung. So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts, als was ich in den ersten fünf Minuten gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht, aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen als mich, so nenne mir ihn und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht; meine Zähne schlagen aneinander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augen-

blicke Ruhe. O mein Freund! Schon das dritte Blatt. Ich könnte Dir tausend schreiben, ohne müde zu werden. Ohne fertig zu werden. Welcher Elender hat sich je satt geklagt!

Aber ich liebe sie! Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir, Freund. Ich schreibe wahrlich im Fieber, wahrlich im Paroxismus. Doch laß mich schreiben. Besser, ich lasse hier meine Wut aus, als daß ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne.

Ich habe eine Viertelstunde auf meinem Stuhle geschlafen. Ich bin wirklich sehr matt. Aber das Blatt muß diesen Abend noch voll werden. Ich habe noch viel zu sagen.

Wie werde ich diese Nacht zubringen? dafür graut's mir. Was werde ich morgen tun? das weiß ich. Ich werde ruhig sein, bis ich ins Haus trete. Und da wird mein Herz zu pochen anfangen, und wenn ich sie gehen oder reden höre, wird es stärker pochen, und nach Tische werd' ich gehen. Seh' ich sie etwa, da werden mir die Tränen in die Augen kommen, und werde denken: Gott verzeih dir, wie ich dir verzeihe, und schenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubst; das werde ich denken, sie ansehen, mich freuen, daß ich halb und halb glauben kann, daß sie mich liebt, und wieder gehen. So wird's sein morgen, übermorgen, und immerfort.

Sieh, Behrisch, die „Sara" sah ich einmal mit ihr. Wie unterschieden von heute! Es waren eben-

dieselben Szenen, eben die Akteurs, und ich konnte sie heute nicht ausstehn. Ha! alles Vergnügen liegt in uns. Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese.

Ich habe wieder geschlafen, ich bin sehr matt. Wie wird's morgen sein? Mein armer Kopf dreht sich. Morgen will ich ausgehen und sie sehn. Vielleicht hat ihre ungerechte Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht, so bin ich gewiß, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen abend zu kriegen. Es sei! Ich bin nicht mehr Herr über mich. Was tat ich neulich, als ich von meinem unbändigen Pferde weggerissen ward? Ich konnte es nicht einhalten, ich sah meinen Tod, wenigstens einen schrecklichen Fall vor Augen. Ich wagt' es und stürzte mich herunter. Da hatte ich Herz. Ich bin vielleicht nicht der herzhafteste, bin nur geboren, in Gefahr herzhaft zu werden. Aber ich bin jetzt in Gefahr und doch nicht herzhaft. Gott! Freund! weißt Du, was ich meine? Gute Nacht. Mein Gehirn ist in Unordnung. O, wäre die Sonne wieder da! Unzufriedenheit! Ich weiß wahrlich nicht mehr, was ich schreibe.

Mittwochs früh.

Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt. Es träumte mir von der „Sara". O Behrisch, ich bin etwas ruhiger, aber nicht viel. Ich werde sie heute sehen. Wir probieren unsre „Minna" bei Obermanns, und sie wird drüben sein. Ha, wenn sie

fortführe, sich kalt gegen mich zu stellen! Ich könnte sie strafen. Die schrecklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht.

Abends um 8.

Gestern um diese Zeit, wie war das anders als jetzt. Ich habe meinen Brief wieder durchgelesen und würde ihn gewiß zerreißen, wenn ich mich schämen dürfte, vor Dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren und dieses ebenso heftige Verabscheuen, dieses Rasen und diese Wollust werden Dir den Jüngling kenntlich machen, und Du wirst ihn bedauern.

Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht — und wird so lange machen, bis es mir sie zu keinem von beiden mehr machen kann.

Sie war bei Obermanns, und wir waren eine Viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht, um uns auszusöhnen. Umsonst sagt Shakespeare: „Schwachheit, dein Name ist Weib"; eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Krankheit rührte sie, und sie fiel mir um den Hals und bat mich um Vergebung; ich vergab ihr alles. Was hätte ich zu vergeben, in Vergleich des, was ich ihr in diesem Augenblicke vergeben haben würde.

Ich hatte Stärke genug, ihr meine Narrheit mit der Komödie zu verbergen. Siehst du, sagte sie, wir waren gestern in der Komödie, du mußt

darüber nicht böse sein. Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied, soviel ich konnte, mit ihm zu reden; ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen. — O Behrisch, das alles hatte ich mir gestern überredet, daß ich es gesehn hätte, und nun sagte sie es mir. Sie! Um meinen Hals gehangen. Ein Augenblick Vergnügen ersetzt tausende voll Qual. Wer möchte sonst leben! Mein Verdruß war vorbei, ein vergangenes Übel ist ein Gut. Die Erinnerung überstandener Schmerzen ist Vergnügen. Und so ersetzt! mein ganzes Glück in meinen Armen! Die schöne Scham, die sie ungeachtet unsrer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft; die Augen, die sich zudrücken, so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt; das süße Lächeln in den kleinen Pausen unsrer Liebkosungen, die Röte, die Scham, Liebe, Wollust, Furcht auf die Wangen treiben; dies zitternde Bemühen, sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je herausreißen würde. Behrisch, das ist eine Seligkeit, um die man gern ein Fegfeuer aussteht. Gute Nacht, mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben;

solang es so gutes Wetter bleibt, wird es wohl nicht wieder kommen. Gute Nacht!

Ein halbes Jahr später schreibt er an denselben Freund, als er sein letztes Semester in Leipzig vor sich sieht.

An Behrisch.

Leipzig, im März 1768.

Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort; aber sie soll nicht unglücklich sein. Wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich sein. Und doch werd' ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein! Ich weiß, was ich ihr schuldig bin: meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf dem, der sich versorgt, eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen, und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schrecklichen Empfindung verschonen.

Nachdem er noch eine lebensgefährliche Krankheit überstanden hatte, verließ er Leipzig an seinem Geburtstage 1768. Er blieb nun bis Ende März 1770 im Vaterhause, krank oder erholungsbedürftig. Seine Briefe richteten sich zumeist nach Leipzig: an Professor Oeser, seinen verehrten Lehrer in den bildenden Künsten, an dessen Tochter Friederike, besonders auch an Käthchen Schönkopf, über die er sich erst allmählich beruhigte, als sie sich im Mai 1769 mit Dr. Kanne, späterem Ratsherrn in Leipzig, verlobt hatte. Immer wieder träumte sich der neunzehnjährige Patient zu den Leipziger Freundinnen und an geliebte Stätten zurück, z. B. nach Oesers Landgut zu Dölitz.

An Friederike Oeser.

Frankfurt, den 6. November 1768.

O sage Du,
Kann man was Traurigeres erfahren?
Am Körper alt und jung an Jahren,
Halb siech, und halb gesund zu sein?
Das gibt so melancholische Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Mensch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als selbst die Tugend gibt;
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsamsches Pflaster aller Wunden:
Gesellschaftsgeister, die man liebt!

Zwar hab ich hier an meiner Seite
Beständig rechte, gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie sorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein.
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du.
Ich kam zu Dir, ein Toter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah ums Haupt
Der bebt [geschwebt,
Bei der Erinnerung gewiß, so lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe;
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaßt, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist: froh,
Und ganz war meine Reise so.

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das sage
Ich Euch, besonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Eurem Landgut seid,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut.

Doch Du verstehst mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du verzeihst es mir.
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigentum dem schönen Ort und Dir.
Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug, und wagte,
Dich aufzusuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebst,
Die Du mir oft so schön beschriebst.
Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und sucht' und fand
Dich nicht!
Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdrusse,
Den armen Frosch am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagt' ich ringsumher, und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.
Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Haschen stille stand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauschend Ohr empfand.
Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer schlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß sie kaum, die süßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab!
Ich sage nicht, was ich empfunden,
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt diesesmal sehr zur Empfindung nicht.
Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für Dich litt:
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit!
Und sing sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang,
Dann denk an mich, und sage: dorten
Am Flusse wartete er lang,
Der Arme, der so oft mit ungewognem Glücke
Die schönen Felder fühllos sah!
Käm er in diesem Augenblicke,
Eh nun, jetzt wär' ich da!

Auch in's Philosophieren kam er gegen die gleiche Freundin, und sogar gegen Käthchen Schönkopf, die ihn sonst so gar nicht als Philosophen gekannt hatte.

An Käthchen Schönkopf.

Frankfurt, den 30. Dezember 1768.

Unglück ist auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben

hätte lernen können. Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich gleich drei volle Wochen nicht aus der Stube gekommen bin und mich fast niemand besucht als mein Doktor, der, Gott sei Dank, ein liebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um uns Menschen! Wie ich in muntrer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig. Denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten. Übrigens zeichne ich sehr viel, schreibe Märchen und bin mit mir selbst zufrieden. Gott gebe mir das neue Jahr, was mir gut ist! Das geb' er uns allen, und wenn wir nichts mehr bitten als das, so können wir gewiß hoffen, daß er's uns gibt.

An Friederike Oeser.

Frankfurt, den 13. Februar 1769.

Ein großer Geist irrt sich so gut wie ein kleiner; jener, weil er keine Schranken kennt, und dieser, weil er seinen Horizont für die Welt nimmt. O, meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht, Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg so zweideutig, so schielend — ein

Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen. Ich will abbrechen; wenn ich in diese Materie komme, da werd' ich zu ausschweifend, und doch ist sie meine Lieblingsmaterie. Wie möchte ich ein paar hübsche Abende bei Ihrem lieben Vater sein! Ich hätte ihm gar viel zu sagen. Meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Tinte, und zwei Bücher, mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntnis der Wahrheit oft so weit und weiter, als andre mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur. Und es ist doch nichts wahr, als was einfältig ist; freilich eine schlechte Rekommendation für die wahre Weisheit. Wer den einfältigen Weg geht, der geh ihn, und schweige still! Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet.

Einige Monate früher hatte er an Friederikens Vater ganz ähnliche Gedanken geschrieben. „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden

Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers!“ Diese echt-goethischen Gedanken, die schon der Neunzehnjährige faßte, blieben in ihm sein Leben lang. 1816 rühmte er das Zeichnen auch bei Talentlosen, „es entwickelt und nötigt zur Aufmerksamkeit, und das ist ja doch das höchste aller Fertigkeiten und Tugenden“. Und 1809 sagte er: „Wir sprechen überhaupt viel zu viel, wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen.“ Goethe sah eben in dem, was sich zeichnen läßt, Symbole und Gleichnisse für höchste Wahrheiten.

Von April 1770 bis August 1771 lebte Goethe in Straßburg, seine juristischen Studien vollendend, mehr noch aber auf höhere Erkenntnisse in der Kunst bedacht. Am 13. Oktober 1770 kam er auf einem Ausfluge in das Pfarrhaus zu Sesenheim, dessen Bewohner mit seinem Begleiter Weyland verwandt waren. Hier erfaßte ihn sogleich eine heiße Liebe zu der jüngern Tochter des Hauses. Sein erster Brief an sie lautet:

An Friederike Brion.

Straßburg, den 15. Oktober 1770.

Liebe neue Freundin! Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt' ich schwören. Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen günstig sein? Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo

schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein anders; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir tat; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Moräften. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte; so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich

mag nichts sagen, entweder Sie können's raten oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wiederzusehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bißchen was leid tut, gleich sind wir mit der Arzenei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können

oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern, Ihrer lieben Schwester, viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gebe.

Unter tiefsten Schmerzen riß sich der neue Dr. juris Goethe im August 1771 von Riekchen los. Er konnte sein Leben nicht mit dem ihrigen verknüpfen; über die Gründe, namentlich über Friederikens Wert und Charakter sind wir nicht genügend unterrichtet. Goethe wurde am 31. August in der Vaterstadt als Advokat vereidigt und blieb dort bis zum Mai des nächsten Jahres. Mit Rechtsgeschäften gab er sich wenig ab, desto mehr mit dichterischen und kritischen Arbeiten. Er schrieb den „Götz von Berlichingen" nieder und beteiligte sich mit seinen Freunden an den seit Januar 1772 erscheinenden „Frankfurter Gelehrten Anzeigen." Den Sommer 1772 verbrachte er auf Wunsch des Vaters zu Wetzlar, um am Reichskammergericht zu arbeiten. Hier ergriff ihn eine neue Liebesleidenschaft, aber die Geliebte, Charlotte Buff, war bereits mit dem Legationssekretär Kestner aus Hannover verlobt. Aus diesem seelischen Erlebnis erwuchs seine Dichtung „Die Leiden des jungen Werther", die, als sie im Herbste 1774 in Druck erschienen, eine unerhörte Wirkung auf das Publikum hatten. Der Ruhm des jungen Dichters, der schon durch den im Juni 1773 in einer zweiten Fassung veröffentlichten „Götz von Berlichingen" vielen herzlichen, begeisterten Beifall gefunden hatte, wurde durch den „Werther" über viele Länder verbreitet. Man darf jedoch Goethe nicht völlig mit Werther übereins erklären. Er hatte die Kraft, sich von Lotte Buff rechtzeitig loszureißen; auch machte er nicht den geringsten Versuch, die ihm freundlichst Gesinnte zu sich her-

über zu ziehen. Bei der Abreise von Wetzlar schrieb er ihr und ihrem Bräutigam die folgenden Zeilen:

An Johann Christian Kestner.

Wetzlar, den 10. September 1772.

Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel! Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf!

An Charlotte Buff.

(10. September.)

Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei Deinen Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um hienieden zu tun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: er ist fort. Ich mag nicht weiter.

Mit „meinen Buben" sind Lottens Brüder gemeint, die sehr an Goethe hingen, wie viele andere Kinder vorher und nachher.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, dachte Goethe noch für lange Zeit am liebsten an Lotte und Kestner; er schrieb viele Briefe an sie, auch nachdem beide am Palmsonntag 1773 ihre Hochzeit gefeiert hatten. Einem Schattenriß von sich legte er folgende Verse bei.

An Charlotte Kestner.

Frankfurt, September 1773.

Wenn einen seligen Biedermann,
Pastorn oder Ratsherrn lobesam
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen,
Da heißt's:
Seht hier von Kopf und Ohren,
Den Herrn ehrwürdig, wohlgeboren,
Seht seine Mienen und seine Stirn!
Aber sein verständig Gehirn,
So manch Verdienst um's gemeine Wesen
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen!

So, liebe Lotte, heißt's auch hier.
Ich schicke da mein Bildnis Dir!
Magst wohl die lange Nase sehn,
Der Augen Blick, der Locken Wehn,
's ist ohngefähr das garstge Gsicht,
Aber meine Liebe siehst Du nicht!

Auch im Sommer des nächsten Jahres spricht er noch in warmer Liebe zu ihr.

An Charlotte Kestner.

Frankfurt, den 26.—31. August 1774.

Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das rätst Du nicht. Rätst eher von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Katrin Lisbet, meine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwätzern, die Du kennst, die Dich lieb hat wie alle, die um Dich waren Dein Leben lang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienst zu schaffen hofft. Ich hab sie mit herauf genommen in meine Stube; sie sah Deine Silhouette und rief: „Ach das herzelieb Lottchen!" In all ihrer Zahnlosigkeit voll wahren Ausdrucks. Mir hat sie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküßt und mir erzählt von Dir, wie Du so garstig warst, und ein gut Kind hernach und nicht verschwätzt hättest, wie sie um Dich hätte Schläge gekriegt, da sie Dich zum Leutnant Meyer führte, der in Deine Mutter verliebt war, und Dich sehn und Dir was schenken wollte, das sie aber nicht litt pp. alles, alles. Du kannst denken, wie wert mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das

Dich berührte, Dich als Kind auf'm Arm trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast? Du, Lotte, gebeten! Und das Geschöpf sollte von mir bitten! Engel vom Himmel! Liebe Lotte, noch eins. Das machte mich lachen. Wie Du sie oft geärgert hast mit denen schlocker Händchen, die Du so machst, auch wohl noch; sie machte mir sie vor, und mir war's, als wenn Dein Geist umschwebte. Und von Karlinen, Lehnchen, allen, und was ich nicht gesehn und gesehn habe, und am endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Tod. Adieu, Lotte, kein Wort heut mehr. 26. August.

Ich habe gestern den 26. einen Brief an Dich angefangen; hier sitz ich nun in Langen zwischen Frankfurt und Darmstadt, erwarte Merken, den ich hierher beschieden habe, und mir ist im Sinn, an Dich zu schreiben. Heut vor zwei Jahren saß ich bei Dir fast den ganzen Tag; da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht, und der 28. feierlich mit Tee und freundlichen Gesichtern begonnen. O Lotte, und Du versicherst mich mit all der Offenheit und Leichtigkeit der Seele, die mir so wert immer war an Dir, daß Ihr mich noch liebt, denn sieh, es wäre gar traurig, wenn auch über uns der Zeiten Lauf das Übergewicht nehmen sollte. Ich werde Dir ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästchen oder wie Du's nennen magst, schicken, um Dich

morgens und abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe.

Mit dem Gebetbuch ist der „Werther“ gemeint; er machte aber bei Kestners, die sich ungünstig abgebildet glaubten und ungern in das Gerede der Leute kamen, zunächst einen schlechten Eindruck. Doch stellte sich die Freundschaft wieder her und zwar auf Lebenszeit.

Goethe lebte nun bis zum November 1775 in Frankfurt, wenn man von einer ersten Schweizerreise und vielen kleinen Reisen und Wanderungen nach Darmstadt und in den Rheingau, auch bis nach Köln und Düsseldorf absieht. Außer den schon genannten Dichtungen wurden u. a. „Clavigo“ und „Stella“ fertig; andere Pläne, z. B. „Mahomet“, „Prometheus“ und „Faust“, entworfen und begonnen; auch entstanden viele Lieder, zumal da sein Herz von einer neuen Liebe beglückt und geplagt wurde. Diesmal war es Lilli Schönemann, mit der er sich verlobte und die gewiß auch seine Gattin geworden wäre, wenn zwischen ihm und ihren Angehörigen nicht eine gar zu große Kluft gewesen wäre: im geistigen Leben, nicht in Stand und Vermögen. Um diese Zeit hatte der Dichter einen wunderlichen Briefwechsel mit der Gräfin Auguste zu Stolberg in Kopenhagen. Er hatte diese junge Dame nie gesehn, hat sie auch später nie von Angesicht kennen gelernt; nur durch ihre Brüder Friedrich und Leopold kannten sich beide. Aber er schüttete ihr sein Herz aus, ohne irgend einen Gedanken, ein Gefühl zurückzuhalten. Das lag nicht nur an seinem damaligen Geisteszustande, sondern auch an dem Geisteszustande seiner Zeitgenossen; es war damals die in äußersten Gefühlen hin und her schwankende, gleichsam trunkene „Sturm- und Drangzeit“. Die folgenden Zeilen schrieb Goethe in Lillis Zimmer bei Freunden in Offenbach; er war eben mit Augustens Brüdern in der Schweiz gewesen.

An Gräfin Auguste zu Stolberg.

Offenbach, den 3. August 1775.

Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck! Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! Wie soll ich Ihnen nennen: das Hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug, da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden, und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main; ich seh hinüber und denk an Dich! So weit! So weit! — Und dann Du und Fritz, und ich! Und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. — Aber jetzt will ich nicht aufhören, bis jemand an die Türe kommt und mich wegruft. Und doch, Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größt ist, ruf ich aus, ruf ich Dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden! Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird

zum Brand; in dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein und handeln und gut sein und getrieben werden, dahin, wo Ruhe Sinn nicht reicht.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! — Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen — — — — —

Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turm, das jetzt für mich so leer ist als mit Besemen gekehrt; da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter. Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber; dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten — ich hör ihre Stimme — — ich darf bleiben, sie will sich

drinne anziehen. — Gut Gustchen, ich hab Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. — — Lilli war verwundert mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagt's ihr.

An Gräfin Auguste zu Stolberg.

Frankfurt, den 19. September 1775.

Den 15ten. Guten Morgen. Ich hab eine gute Nacht gehabt. Und bin jetzt recht wie ein Mädchen. Sie raten nicht, was mich beschäftigt: eine Maske, auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben.

Nach Tisch! — Ich komme geschwind gelaufen, Dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb wie Gustchen.

Und meine Maske wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstutzhut. Ach, wie dank ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat, wenn's so lang währt!

Halb vier. In Brunnen gefallen, wie ich's ahndete. Meine Maske wird nicht gemacht. Lilli kommt nicht auf den Ball. Aber dürft ich, könnt ich alles sagen! Ich tat's, sie zu e h r e n, weil ich deklariert für sie bin, und eines Mädchens Herz pp. — Also Gustchen! — Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehn die acht Tage her.

Den 16ten. Heut Nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Gutes Muts denn, Gustchen. Wir wollen einander nicht auf's ewige Leben vertrösten! Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustchen sehn. Das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt. — Nachmittags halb vier. Offen und gut der Morgen; ich tat was, Lilli eine kleine Freude zu machen, hatte Freude. Trieb mich nach Tische spaßend-närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lilli heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen. Ich stecke das Blatt ein und schreibe draus fort.

Offenbach. Sonntag, den 17., nachts zehn. — Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstand, war mir's gut. Ich machte eine Szene an meinem „Faust". Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Aß in einer Gesellschaft: ein Dutzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder; ich hab die Grille, selbst fahren zu lernen.

Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat: sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lilli hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlichst-süßesten Lage meines ganzen Lebens (möcht ich sagen). O Gustchen, warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Tränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab! Und in der Ferne die Waldhorn und der Hochzeitsgäste laute Freuden! — — —

Montag, den 18. Mein Schiffchen steht bereit, ich werd's gleich hinunter lenken. Ein herrlicher Morgen, der Nebel ist gefallen: alles frisch und herrlich umher! Und ich wieder in die Stadt, wieder an's Sieb der Danaiden! Ade! Ich hab einen offenen frischen Morgen! O Gustchen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden? Beste, ich bitte Dich, schreib mir auch so ein Tagebuch! Das ist das einzige, was die ewige Ferne bezwingt. — — — —

Montag nacht, halb zwölf. Frankfurt, an meinem Tisch; komme noch, Dir gute Nacht zu sagen. Hab getrieben und geschwärmt bis jetzt. Morgen geht's noch ärger. O Liebste! Was ist das Leben des Menschen! Und doch wieder die vielen Guten, die sich zu mir sammeln! Das viele Liebe, das mich umgibt — — —

Lilli heut nach Tisch gesehn, in der Komödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt! Wär ich das los! O Gustchen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehn. Es wird —

Dienstag, Sieben morgens. Im Schwarm! Gustchen! Ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet; ich kann von dem Mädchen nicht ab, heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen. — Eine große schwere Lektion!

Goethes schnell erlangter Dichterruhm brachte ihm viele Besuche von Schöngeistern; es kamen außer den erwähnten beiden Grafen Stolberg: Klopstock, Boie, Lavater, Basedow; namentlich aber begehrte auch der junge weimarische Herzog Karl August, als er am 11. Dezember 1774 durch Frankfurt reiste, Goethes Bekanntschaft. Auf die erste Aussprache mit diesem Fürsten folgten weitere, und die Folge war, daß Goethe nach Weimar übersiedelte. Zunächst war nur ein Besuch geplant, aber Fürst und Dichter wuchsen so innig zusammen, daß Goethe auf Lebenszeit blieb.

Am 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein. Die wichtigsten Personen waren dort für ihn der achtzehnjährige Herzog, die gleichalterige Herzogin Luise, die sechsunddreißigjährige Herzogin-Witwe Anna Amalia, des Herzogs Bruder Prinz Konstantin, der zweiundvierzigjährige Dichter Wieland, der Lehrer des Herzogs gewesen war, der einunddreißigjährige Major v. Knebel, der als Hofmeister des Prinzen Konstantin berufen worden war, ferner die Staats- und Hofbeamten Graf Goertz, Minister v. Fritsch, Kammerherr Hildebrand v. Einsiedel, Oberforstmeister v. Wedel, Oberstallmeister v. Stein, Geheimsekretär Bertuch, Kammerherr v. Seckendorff, Pagenhofmeister Musäus, Maler Georg Melchior Kraus. Von den Damen des Hofes waren außer den Herzoginnen von Bedeutung für Goethe: Charlotte v. Stein, die dreiunddreißigjährige Gattin des Oberstallmeisters, die Hofdame Luise v. Göchhausen, die Gräfin v. Werthern auf Neunheiligen und die Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter, die jedoch erst 1776 nach Weimar kam. Alle diese Damen und Herren liebten und übten die schönen Künste; als auch noch Goethe zu ihnen trat, war der „Musenhof" fertig, und bald war die Pflege der Künste am kleinen und armen weimarischen Hofe eine so herzliche, das ganze Leben durchdringende, daß Weimar als Künstler-Paradies weit berühmt wurde. Da die meisten Glieder des Musenhofes noch recht jung waren, der Herzog zumal von frischester Jugendkraft überschäumte, so sprach man auch bald von dem tollen, wilden Treiben in Weimar, und viele machten Goethe dafür verantwortlich, weil er ja den größten Einfluß auf den Herzog hatte.

Der alte Vater, der mit der Zeit schwermütig wurde, hatte für den Sohn einen glänzenden Posten in der freien Reichsstadt erhofft und sah den Eintritt in das Hofleben nicht gern. Goethe richtete seine Briefe für daheim gern auch an „Tante Fahlmer", eine Freundin seiner Schwester. (Die Schwester war jetzt an den Amtmann Schlosser in Emmen-

dingen verheiratet; sie starb bereits am 8. Juni 1777; Johanna Fahlmer wurde ihre Nachfolgerin als Schlossers Gattin).

An Johanna Fahlmer.

Weimar, den 22. November 1775.

Lieb Täntchen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde! Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirtschaft sagen; sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehen macht's hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav.

An Johanna Fahlmer.

Weimar, den 14. Februar 1776.

Herder hat den Ruf als Generalsuperintendent angenommen. Ich werd auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann und so lang als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir

schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ ich ein liebes häusliches Leben, esse mittags und abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig, ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich, so was man sagen möchte, geheftet und genistelt bin. Luise und ich leben nur in Blicken und Silben zusammen. Sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin Mutter hab ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk und Schabernack. Sie sollten nicht glauben, wieviel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind; wir halten zusammen, sind herrlich untereins und dramatisieren einander und halten den Hof uns vom Leibe.

Luise ist die Herzogin, deren Ehe nicht glücklich war. Herders Berufung war Goethes Werk; beide hatten sich in Straßburg im September 1770 kennen gelernt.

An Johanna Fahlmer.

Weimar, den 19. Februar 1776.

Liebe Tante, ein politisch Lied! Wären Sie hier, könnten Sie die Ehre alle Tage haben. Es ist nun wohl nicht anders: ich bleibe hier und nun muß ich Euch auf einen Besuch vorbereiten. Beherzigen Sie diesen Brief mit der Mama. Der Oberstallmeister v. Stein geht ehstens durch Frankfurt und

wird Vater und Mutter besuchen. Es ist ein braver Mann, den ihr wohl empfangen mögt; nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben. Sollt er sowas fallen lassen, muß man auch drüber hingehn. Überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen als reden; das übrige lasse ich Euren Klugheiten. Ich wollt, die Geschichte meiner letzten vier Monate ließ sich schreiben; das wär ein Fraß für ein gutes Volk. Lebt wohl und schreibt mir, daß Euer Andenken erhalten war für und für.

An Johanna Fahlmer.

Weimar, den 6. März 1776.

Liebe Tante. Schreibt mir und liebt mich! Sorgt nicht für mich! Ich fresse mich überall durch, wie der Schwärmer sagt. Jetzt bitt ich Euch, beruhigt Euch ein vor allemal. Der Vater mag kochen, was er will; ich kann nicht immer darauf antworten, nicht immer die Grillen zurechtlegen. Soviel ist's: Ich bleibe hier, hab ein schön Logis gemiet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig; das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt. Gegeben, wie Ihr

wollt. Ich bin ihm, was ich ihm sein kann, er mir was er sein kann. Das mag nun fortgehn, wie und solang das kann. Ich bin noch allerlei Leuten schuldig; das tut mir nichts. Aber die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit tun und sehn, was auf den Vater möglich ist, ohne sie zu plagen! Wenn sie allenfalls Geld braucht und kann's vom Vater nicht haben: so will ich's ihr schicken.

Als der Herzog den Herbst 1770 in Frankfurt und den Rheingegenden zubringen und Goethe ihn begleiten wollte, hatte der letztere einige Besorgnis, wie die Aufnahme im Vaterhause sein würde, denn der Vater war immer wunderlicher und schwermütiger geworden.

An die Mutter.

Weimar, den 9. August 1779.

Da ich aller Versuchung widerstanden habe, von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust genießen. Das Unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben, und so sei's! Ich will gerne von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingibt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und

täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet.

An die Mutter.

Weimar, Mitte August 1779.

So eine Antwort wünscht ich von Ihr, liebe Mutter. Ich hoffe, es soll recht schön und herrlich werden. Also eine nähere Nachricht von unsrer Ankunft! Ohngefähr in der Hälfte September treffen wir ein und bleiben ganz still einige Tage bei Euch. Denn weil der Herzog seine Tanten und Vettern, die auf der Messe sein werden, nicht eben sehen möchte, wollen wir gleich weiter und auf dem Main und Rhein hinabschwimmen. Haben wir unsre Tour vollendet, so kommen wir zurück und schlagen in forma unser Quartier bei Ihr auf. Ich werde alsdenn alle meine Freunde und Bekannte beherzigen, und der Herzog wird nach Darmstadt gehen und in der Nachbarschaft einigen Adel besuchen. Unser Quartier wird bestellt wie folgt: Für den Herzog wird im kleinen Stübchen ein Bette

gemacht, und die Orgel, wenn sie noch dastünde, hinausgeschafft. Das große Zimmer bleibt für Zuspruch, und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schläft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke. Das Kaminstübchen wird für seine Bedienung zurechtgemacht, ein Matratzenbette hineingestellt.

Für Herrn v. Wedel wird das hintere graue Zimmer bereitet, auch ein Matratzenbette pp. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack pp., wie dem Herzog.

Essen macht Ihr mittags vier: Essen, nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern Eure bürgerlichen Kunststück auf's beste. Was Ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt, wird gut sein.

Darauf reduziert sich's also, daß wir das erste Mal, wenn wir ankommen, jedermann überraschen und ein paar Tage vorbeigehn, eh man uns gewahr wird. In der Messe ist das leicht. In des Herzogs Zimmern tu Sie alle Lustres heraus; es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag Sie lassen. Sonst alles sauber, wie gewöhnlich, und je weniger anscheinende Umstände, je besser. Es muß Ihr sein, als wenn wir 10 Jahr so bei Ihr wohnten. Für Bedienten oben im gebrochnen Dach bei unsern Leuten sorgt Sie für ein oder ein paar Lager. Ihre Silbersachen stellt Sie dem Herzog zum Gebrauch hin: Lavor, Leuchter pp. Keinen Kaffee und dergleichen trinkt er nicht. Wedel wird

Ihr sehr behagen; der ist noch besser als alles, was Sie von uns Mannsvolk gesehen hat.

Deutliche Bilder seines Treibens in der ersten weimarischen Zeit gibt uns ein Tagebuch an Gräfin Auguste zu Stolberg. Goethe spricht zunächst von dem Gartenhause, das ihm der Herzog geschenkt hatte.

An Gräfin Auguste zu Stolberg.

Weimar, den 17.—24. Mai 1776.

Den 17. Mai. Morgens 8. Guten Morgen, Gustchen. Nichts als dies zur Grundlage eines Tagebuchs für Dich. Ach, Du nimmst an dem unsteten Menschen noch teil, der, seit er Dir nichts von sich schrieb, seltsame Schicksale gehabt hat. Ich fühle, daß ich Dir nicht alles sagen kann, drum mag ich nichts sagen. Adieu! —

In meinem Garten, Gustchen, gegen 10. Hab ein liebes Gärtchen vorm Tore, an der Ilm, schönen Wiesen, in einem Tale. Ist ein altes Häuschen drinne, das ich mir reparieren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen. Gustchen, und Du bist krank! —

Den 18. Mai. Gestern konnt ich Dir nichts mehr sagen. Der Husarenrittmeister [Friedr. v. Lichtenberg, Adjutant des Herzogs] kam in meinen Garten; ich ritt um elf nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzog; nach Tisch ging

ich zur Frau v. Stein, einem Engel von einem Weibe (frag die Brüder!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe. Der ich noch nichts von Dir erzählt habe, das mir viel Gewalt gekostet hat; heute aber will ich's tun, will ich tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten spazieren. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten. Es kamen mehr zu uns, wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau v. Stein zu Nacht. Nun ist's wieder schöner heitrer Tag. Soviel jetzt. Halb 9.

12 Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorne mög anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt ich Dir von meiner Lage sagen! Die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder. — Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da soviel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt, es hat gewiß vor (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr

anfechten müssen. Und jetzt noch, ich seh alles als Vorbereitung an!) Ich hab das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr.

Sonnabends nachts 10 in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum erstenmal schlafen. Und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. Die Maurer haben gearbeit bis Nacht, ich wollt sie aus dem Haus haben, wollte — o ich kann Dir nicht ins Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz und waren guten lieben Humors, und ich hab denn so herumgehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern was von ihm erzählen), von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bins und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen elf, ich hab noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahausen im Feld allein zu sitzen. Morgen frühe wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr tacken, und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht. — Sonntag früh den 19. Guten Morgen! Ein trüber, aber herrlicher Tag. Ich habe lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf: wie schön war das Grün dem Auge, das sich halbtrunken auftat. Da schlief ich wieder ein.

Nachts 10. Im Garten, versteht sich jetzt von selbst. Ging um elf heut früh in die Stadt, steckte mich in ehrbare Kleider, machte eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzogin Mutter (wir haben Italieners hier, die uns gute Büsse der Antiken schaffen), dann bei Frau v. Stein zu Tisch, wir hatten Lust uns zu necken, um vier zu Wieland in Garten, wo der Maler Kraus dazu kam. Beide mit mir in meinen Garten. Sie verließen mich; ich las Guiberts Taktik, da kam der Herzog und der Prinz mit noch zween guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau v. Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spazieren, wir begleiteten sie, kehrten um, der Prinz verließ uns auch, ich erzählte dem Herzog eine Geschichte eines meiner Freunde, der sich wunderlich durch die Welt schlagen mußte, begleitet' ihn nach der Stadt, und kam allein zurück. Hier treu mein Tag, lieb Gustchen. Ich hab so viel gedacht! Daß ich's doch nur nicht so hinsagen kann!

Montag den 20. Süßer Morgen. Arbeiter in meinem Garten. Allerlei Beschäftigungen! — — — —

Bei der Herzogin Mutter gessen. Nach Tische ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Pachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenade u. s. w. Wir waren vergnügt; ich hatte das Glück, alles sehr schön zu sehen. Und nun bin ich

im Garten, hab eine Viertelstunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert und bin so froh, daß ich jetzt Licht habe, Dir das zu schreiben. Da drüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht, indes ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wissen können. Es ist ein trefflicher Junge und wird, wills Gott, auch ausgähren. Fritz wird gute Tage mit uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies verspreche. Gute Nacht. Eine große Bitte hab ich! — Meine Schwester, der ich so lang geschwiegen habe als Dir, plagt mich wieder heute um Nachrichten oder so was von mir. Schick ihr diesen Brief, und schreib ihr! — O daß ihr verbunden wärt! Daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von Dir auf sie hinleuchtete, und wieder von ihr ein Trostwort zur Stunde der Not herüber zu Dir käme! Lernt Euch kennen! Seid einander, was ich Euch nicht sein kann. Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben, wir sind's nicht wert. Gute Nacht! Halb elfe.

Dienstag, den 21. früh 6 aufgestanden, herrlicher kühler Sommermorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen jungen Fuchs.

Mittwoch, den 22. um 10 Uhr. Gestern wieder nach Tiefurt, die regierende Herzogin war dort. Der Herzog und noch einige blieben die Nacht draußen; heut früh ritten wir herein, dem Manöver

der Husaren zuzusehen, und nun bin ich wieder in meinem Garten.

Freitag, den 24., morgens elf in der Stadt. Habe viel ausgestanden die Zeit. Mittwoch nachmittag brach ein Feuer aus im Hatzfeldischen, 5 Stunden von hier. Der Herzog ritt hinaus; bis wir hinkamen, lag das ganze Dorf nieder; es war nur noch, um Trümmern zu retten und die Schul und die Kirche. Es war ein großer Anblick; ich stand auf einem Hause, wo das Dach herunter war und wo unsre Schlauchspritze nur das Untre noch erhalten sollte, und sieh Gustchen, und hinter und vor und neben mir feine Glut, nicht Flamme, tiefe hohlaugige Glut des niedergesunknen Orts, und der Wind drein und dann wieder da eine auffahrende Flamme, und die herrlichen alten Bäume um's Ort, inwendig in ihren hohlen Stämmen glühend und der rote Dampf in der Nacht und die Sterne rot und der neue Mond sich verbergend in Wolken. Wir kamen erst nachts zwei wieder nach Hause. Gestern, Donnerstag den 23., ist mir auch wieder wunderbares Wesen um den Kopf gezogen. — Was wird's werden? Ich hab eben noch viel auszustehen; das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis an's Ende. Adieu. Nun hörst Du wieder eine Weile nichts von mir. Schreib mir aber, wann dich's freut. Fritz soll kommen, wann er gerne mag; der Herzog hat ihn

lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin ewig derselbe.

Mit dem Fritz ist der jüngere Graf Stolberg gemeint, der am weimarischen Hofe eine Kammerherrnstelle erhalten sollte, wodurch dann noch ein angesehener Dichter für Weimar gewonnen worden wäre. Er kam aber nicht, weil Klopstock ihn abhielt. Dieser, der sich als Ältervater und Schutzpatron der deutschen Dichter betrachtete, schrieb am 8. März 1776 einen strengen Brief an Goethe: „Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben . . . Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzt noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich! aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der auch etwa niederhalten? Luisens Gram! Goethe!" — — Goethe antwortete:

An Klopstock.

Weimar, den 21. Mai 1776.

Verschonen Sie uns in's künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.

Sie fühlen selbst, daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und dann käm vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu?

Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche

Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie eben das. — Graf Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und, will's Gott, besser, als er uns selbst gesehen hat.

Ernstere Widerstände hatten Fürst und Dichter am Orte selbst zu überwinden. Karl August wollte seinen nächsten Freund auch zum Berater in politischen und Verwaltungs-Sachen haben, ihm also ein höheres Amt verleihen, ehe er ein unteres bekleidet hatte. Dies mußte dem Staatsminister v. Fritsch als Unbedachtsamkeit eines unerfahrenen jungen Fürsten, der unter dem Zauber eines Günstlings stand, erscheinen; Fritsch weigerte sich entschieden, mit Dr. Goethe zusammen in einem Kollegio zu sitzen, und der Herzog konnte nicht wohl auf den bewährten Minister verzichten. Erst die Herzogin-Mutter bewog den Minister zu bleiben und zuzulassen, daß Goethe am 11. Juni 1776 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Rat ernannt wurde. Der junge Herzog behielt Recht; Goethe wurde der eifrigste, pflichtgetreueste Beamte, der sich den prosaischsten Geschäften willig unterzog, um dem Herzoge und der neuen Heimat redlich zu dienen. Dem Herzoge diente er bald als genialischer Kamerad, bald als ein älterer Mentor. Zwei Briefe mögen dafür Beispiele geben. Im ersten schreibt er von seinen Eindrücken in Leipzig, das er zum ersten Male seit seiner Studentenzeit wiedersah und wo ihm nun alles Großstädtische widerlich war, nachdem er sich mit dem fürstlichen Freunde an ein Hausen und Leben in nächster Nähe von Wiese, Wald und Fluß gewöhnt hatte. Er sah in Leipzig auch Käthchen

Schönkopf wieder, namentlich aber besuchte er Korona Schröter und bewog sie zur Übersiedelung nach Weimar, wo man ihrer für die ersten weiblichen Rollen bei den theatralischen und musikalischen Festen des Hofes bedurfte.

An Herzog Karl August.

Leipzig, den 25. März 1776.

Lieber Herre, da bin ich nun. In Leipzig ist mir sonderlich worden beim nähern, davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen, krummbeinigen, Perückengeklebten, Degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, Allmodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krinsende, schnäbelnde und schwumelende Mägdlein und gegen die hurenhafte, strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Toren als an Marientagsfeste entgegnet sind. Dagegen präserviert mein Äußeres und Inneres der Engel, die Schrötern, von der mich Gott bewahre, was zu sagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maßgabe ihres Beileids über Hochdero Außenbleiben, und so weiter. Ich bin seit vierundzwanzig Stunden — denn es ist netto abends achte — nicht bei Sinnen, das heißt: bei zu viel Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedankenzwirn auf- und abgewickelt. Diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade,

lieber gnädiger Herr! — Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.

Aufrichtige Liebe durchdringt auch den nachfolgenden Brief, in dem sich Goethe gegen die Jagdlust des Herzogs, oder vielmehr gegen ihre Ausschreitungen wendet. Karl August hatte ein Schloß auf dem Ettersberge, nördlich von Weimar; in den Waldungen hatte er Wildschweine angesiedelt.

An Herzog Karl August.

Weimar, den 26. Dezember 1784.

Ihr gütiger Brief hat mich außer Sorgen gesetzt, und ich freue mich sehr, daß Sie meine Weigerung nicht übel aufgenommen haben, denn ich konnte nach meiner Überzeugung aus mehr als einer Ursache den Ort nicht verlassen. Ich wünsche, daß alles, was Sie auf der Reise tun und was Ihnen begegnet, zu Nutzen und Frommen gereichen möge.

Auch die Jagdlust gönn' ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähn ich dieser Tiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestiert und es einer Rechthaberei ähnlich sehn könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen, und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen

bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Herde zu unsrer Gegend sag ich nichts; ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehn; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Untertanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst: alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehn. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat deswegen an die unsrige ergangen.

Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Tiere wie Hagel vom Himmel fielen; die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, andre gleichsam nur ungern und alle vereinigen sich darinne, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehn. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrtum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht.

Der Landkommissär hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei, und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Kreaturen völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf eine Reihe frisch

gesetzter Bäume gleich die Nacht drauf zusamt den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten.

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Kultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille, nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüt ihre Felder ansehen könnten.

Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ist's gewiß: mit welchen Übeln hat er zu kämpfen! Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüts, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinette mit doppelter Freude aufzustellen.

Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen!

Vor vier Wochen hätte ich es nicht geschrieben. Es ist nur die Folge einer Gemütslage, in die ich mich durch einen im Anfange scherzhaften Einfall versetzt habe.

Ich überdachte die neun Jahre Zeit, die ich hier zugebracht habe, und die mancherlei Epochen meiner Gedenkensart. Ich suchte mir das Vergangne recht deutlich zu machen, um einen klaren Begriff vom

Gegenwärtigen zu fassen und nach allerlei Betrachtungen nahm ich mir vor, mir einzubilden, als wenn ich erst jetzt an diesen Ort käme, erst jetzt in einen Dienst träte, wo mir Personen und Sachen zwar bekannt, die Kraft aber und der Wunsch, zu wirken noch neu seien. Ich betrachtete nun alles aus diesem Gesichtspunkte; die Idee heiterte mich auf, unterhielt mich und war nicht ohne Nutzen, und ich konnte es um so eher, da ich von keinem widrigen Verhältnis etwas leide und wirklich in eine reine Zukunft trete.

Wie mit Karl August, so hatte Goethe auch mit dem Hauptmann, nachmaligen Major v. Knebel mehr als fünf Jahrzehnte hindurch offenste Aussprachen über Hof- und Landeszustände. Vom 28. Februar 1774 bis zum 1. März 1832 währte ihr Briefwechsel. Knebel war in Begleitung Karl Augusts zu Goethe nach Frankfurt gekommen und war in den ersten weimarischen Jahren ein vertrautester Freund beider.

An Knebel.

Ilmenau, den 17. April 1782.

Seit Charfreitags habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über den Thüringer Wald hierher gemacht und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht.

Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechslungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das habe ich nun wie auf einer

Einmaleins-Tafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun zu, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Batty [einem englischen Landeskulturkenner] umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe.

So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben: dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.

An Knebel.

Weimar, den 3. Dezember 1781.

Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest, konnte ich mir wohl vorstellen, doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem

geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und, sie zu betreten, fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.

An Knebel.

Weimar, den 27. Juli 1782.

Daß Kalb [bisher Kammerpräsident] weg ist und daß auch diese Last auf mich fällt, hast Du gehört. Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, seh ich, wie notwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt, und wenn Du nun nimmst, daß ich diese dreie wohl mit der Feder sondern kann, im Leben es aber nur ein und derselbe ist, so denke Dir! Doch Du kannst Dir's und brauchst Dir's nicht zu denken. Es ist vorüber.

Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben.

Hic est aut nusquam quod quaerimus.
[Hier oder nirgends ist, was wir erstreben.]

Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun hab ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu tun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den dritten und vierten, sondern hell gleich grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich, ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch.

Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemanden spreche, und also bitt ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vorteile zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urteilen und man muß tun, was man muß.

An Knebel.

Weimar, den 21. November 1782.

Ich bedaure sehr Deinen Zustand. Es ist gar übel, ganz allein zu sein, und selbst die Gegenwart Deiner guten Schwester macht Dich noch einsamer. Wie traurig ist's, seine Freunde so zu sehen; da fühlt man erst, wie ohnmächtig man ist.

Seit einiger Zeit lebe ich sehr glücklich. Ich

komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der Theatralischen Sendung [Wilhelm Meisters] haben. Sie werden abgeschrieben.

Meinen „Werther" hab ich durchgegangen und lasse ihn wieder in's Manuskript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück. Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delikaten und gefährlichen Arbeit geschickt.

Alle Briefe an mich seit 72, und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden; ich sondre sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab; ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Tal vom Hügel gesehn wird.

Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir.

Ich sehe fast niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Woche gebe ich einen großen Tee, wovon niemand aus-

geschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Sozietät auf's wohlfeilste. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größeren Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts verborgnes vor ihr. Die Herzogin-Mutter seh ich manchmal u. s. w.

Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Teil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus pp. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben; beide seh ich selten.

Und so fange ich an, mir selber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimderat und mein andres selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und

poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat.

Ich sage Dir viel von mir, weil Du mich liebst und es magst, und um Dich zum Gleichen einzuladen.

Aus diesen Briefen an Knebel können wir Goethes feine und heimliche Art erkennen, mit der er Freunden und Fremden gute Lehren gab. Knebel litt an der Unbefriedigtheit eines untätigen Lebens. Er war preußischer Offizier gewesen, dann in den weimarischen Hofdienst als Erzieher des Prinzen Konstantin getreten; nach wenigen Jahren, noch im rüstigsten Lebensalter, trat er in den Ruhestand, auf neue Verwendung rechnend, die aber ausblieb, weil er sich zu keinem Amte gut eignete. Gutherzig, gelehrt, talentiert, aber doch zu nichts Großem und Gründlichem gelangend, stand er hinter den besseren Dichtern und besseren Beamten stets zurück. Goethe ermunterte ihn treulich bei seinen literarischen Arbeiten und suchte ihn namentlich an die Naturwissenschaften zu ziehen, die damals auch den „Gebildeten“ ganz fremd zu sein pflegten.

An Knebel.

Weimar, den 30. Oktober 1784.

Bald sind es zehen Jahre, daß Du in mein Zimmer tratst und mich zum erstenmal begrüßtest. Wie viele wunderbare Verhältnisse haben sich an jene Stunde geknüpft! Du bist mir wie der Morgenstern des Tags, den ich hier verlebt habe. Wir rufen keine Stunde davon zurück; laß uns zusammennehmen, was geblieben, was geworden ist, und es nutzen und genießen, eh der Abend kommt.

Mein Bote bringt einen osteologischen Aufsatz an Lodern. Wenn er besser gearbeitet ist, sollst Du ihn auch sehen. Ich muß mir die Idee, mit der ich mich schon zu lang getragen habe, einmal wegschaffen.

Möchte Dich doch auch die Liebe zu den natürlichen Wissenschaften auf eine oder die andre Weise ergreifen! Wie schön könntest Du ihr nachhängen!

Mich haben die Geister hinein wie in eine Falle geführt. Eine Methode, die sie mit mir öfters beliebt haben.

Knebel wurde, wie gewünscht, noch ein eifriger Naturforscher und hatte als solcher viel gute Ablenkung von unzufriedenen Gedanken. Schon im November 1784 berichtet Goethe an den Herzog:

Bei Knebeln bin ich einige Male gewesen; er findet sich nach und nach in die Einsamkeit und in die Naturlehre. Diese Wissenschaft, hoffe ich, soll ihm von großem Nutzen sein; sie ist sicher, wahr, mannigfaltig, lebendig; man mag viel oder wenig in ihr tun, sich an einen Teil halten oder auf's ganze ausgehen, leicht oder tief, zum Scherz oder Ernst sie treiben: immer ist sie befriedigend und bleibt doch immer unendlich. Der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, jeder findet seine Nahrung. Im Anfange kam sie ihm fremd vor, da er nur an Dichtkunst und Geisteswesen gewöhnt war; jetzt aber wird ihm nach und nach der Sinn aufgeschlossen, mit dem man die alte Mutter verehren muß.

Die osteologische Schrift, die eben erwähnt ist, war Goethes Abhandlung „Aus dem Knochenreiche". Professor Loder in Jena übersetzte sie ins Lateinische. Goethe hatte entdeckt, daß der Mensch den Zwischenknochen der oberen Kinnlade mit den Tieren gemein habe, d. h. auch hierin nicht anatomisch von ihnen unterschieden sei. Über die Bedeutung dieser Entdeckung urteilt er im nächsten Briefe.

An Knebel.

Weimar, den 17. November 1784.

Hier schicke ich Dir endlich die Abhandlung aus dem Knochenreiche und bitte um Deine Gedanken drüber. Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzo merken zu lassen: daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch auf's nächste mit den Tieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist; und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß. Sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist diese kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt.

Die diplomatische Art Goethes, Rat zu erteilen, von der eben die Rede war, zeigt sich schön auch in dem folgenden Schreiben an seinen Fürsten, in dem der Briefschreiber scheinbar nur von sich selber spricht. Aber er denkt auch an die Abenteuerlust und Unersättlichkeit des Herzogs, dem sein Land und sein Amt zu klein schienen.

An Karl August.

Weimar, den 6. Dezember 1784.

Ungern schreibe ich diesen Brief, anstatt selbst zu kommen, da ich sehe, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, mich in Frankfurt zu finden. So viele innre, sowie äußere Ursachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehn und diese Reise, der es nun bald an sauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden!

Mich heißt das Herz, das Ende des Jahres in Sammlung zubringen. Ich vollende mancherlei im Tun und Lernen und bereite mir die Folge einer stillen Tätigkeit auf's nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel; der Haushalt ist eng, und die Seele ist unersättlich.

Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hause kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kömmt, ausdehnen möchte; und wenn das nicht geht, so sucht

man doch, soviel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen: vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können.

Es kostet mich mehr, mich zusammen zu halten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzo so fest hange.

Einige Briefe an beide Kestners führen uns zunächst in den Anfang von Goethes amtlicher Tätigkeit zurück; die größere Verantwortlichkeit hat schon sichtbaren Einfluß auf sein Denken und Verhalten.

An J. C. und Charlotte Kestner.

Weimar, den 9. Juli 1776.

Liebe Kinder! Ich hab so vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft! Ehmals waren's meine eignen Gefühle, jetzt sind neben denen noch die Verworrenheiten andrer Menschen, die ich tragen und zurechtlegen muß. Soviel nur: ich bleibe hier, und kann da, wo ich und wie ich bin, meines Lebens genießen und einem der edelsten Menschen in man-

cherlei Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die 9 Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden; aus unsrer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne.

Er hat mir Sitz und Stimme in seinem Geheimen Rat und den Titel als Geheimer Legationsrat gegeben, und wir hoffen das Beste.

Viel gute liebe Menschen gibt's noch hier, mit deren allgemeiner Zufriedenheit ich dableibe, ob ich gleich manchem nicht so recht anstehe. Addio! Behaltet mich lieb! Schreibt mir was von Euern Kindern!

An J. C. Kestner.

Auf der Wartburg, den 28. September 1777.

Lieber Kestner, nicht daß ich Euch vergessen habe, sondern daß ich im Zustande des Schweigens bin gegen alle Welt, den die alten Weisen schon angeraten haben und in dem ich mich höchst wohl befinde, indes sich viele Leute mit Märchen von mir unterhalten, wie sie sich ehmals von meinen Märchen unterhielten. Wenn Ihr's könntet auf Euch gewinnen und mir mehr schriebt oder nur manchmal, ohne Antwort, glaubt, daß mir's ewig wert ist, denn ich seh Euch leben und glücklich sein. — Einen Rat verlangt Ihr! Aus der Ferne ist schwer raten! Aber der sicherste, treuste, erprobteste, ist: **bleibt**, wo Ihr

seid. Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, Verdruß, Hintansetzung u. s. w., weil Ihr's nicht besser finden werdet, wenn Ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf Eurem Platze. Fest und treu auf einem Zweck. Ihr seid ja der Mann dazu, und Ihr werdet vordringen durch's Bleiben, weil alles andre hinter Euch weicht. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Reise- und Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch, und setzt sich zurück. Das sag ich Dir als Weltmensch, der nach und nach mancherlei lernt, wies zugeht. Schreib mir aber mehr von Dir; vielleicht sag ich Dir was bestimmt besseres.

Grüße Lotten, und Gott erhalt Euch und die Kleinen.

Ich wohne auf Luthers Pathmos und finde mich da so wohl als er. Übrigens bin ich der Glücklichste von allen, die ich kenne. Das wird Dir auch genug sein.

An J. C. Kestner.

Weimar, den 14. Mai 1780.

Es ist recht schön, daß wir einander wieder einmal begegnen. Vor einigen Tagen dacht ich an Euch und wollte fragen, wie es stünde. Schon lange hab ich den Plan gemacht, Euch zu besuchen; vielleicht gelingt mir's einmal und ich find Euch und Eure 5 Buben wohl und vergnügt. Es wäre artig, wenn Ihr mir einmal einen Familienbrief

schicktet, wo Lotte, und wer von den Kindern schreiben kann, auch einige Zeilen drein schrieben, daß man sich wieder näher rückte. Ich schick Euch auch wohl einmal wieder was, denn ich habe schon mehr Lust, an meine Freunde zu denken, ob sich gleich die Arbeit vermehrt.

Außer meiner Geheimeratsstelle hab ich noch die Direktion des Kriegsdepartements und des Wegebaus mit denen dazu bestimmten Kassen. Ordnung, Präzision, Geschwindigkeit sind Eigenschaften, von denen ich täglich etwas zu erwerben suche. Übrigens steh ich sehr gut mit den Menschen hier, gewinne täglich mehr Liebe und Zutrauen, und es wird nur von mir abhängen, zu nutzen und glücklich zu sein. Ich wohne vor der Stadt in einem sehr schönen Tale, wo der Frühling jetzt sein Meisterstück macht. Auf unsrer letzten Schweizerreise ist alles nach Wunsch gegangen, und wir sind mit vielem Guten beladen zurückgekommen.

Daß Dir „Oberon" so wohl gefällt, konnt ich denken; es ist ein ganz trefflich Gedicht. Wenn ein deutscher Dichter ist, so ist er's. Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben, doch erlaub ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel, fast noch einmal so viel als gedruckt; Plane hab ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und

lange Weile. Verschiednes hab ich für's hiesige Liebhabertheater, freilich meist konventionsmäßig ausgemünzt. Adieu.

An J. C. Kestner.

Eisenach, den 4. Juni 1784.

Lange hätte ich Euch schon schreiben sollen, denn ich habe Euch noch nicht für die gute Aufnahme meiner „Iphigenie" gedankt.

Besonders war mir sehr lieb, daß Ihr ins Detail gegangen seid und mir gesagt habt, was Euch daran gefiel; denn ein allgemeines unbestimmtes Lob hat wenig Tröstliches und Belehrendes.

Was Ihr mir von Euren Kindern schreibt, höre ich gern. Glückselig der, dessen Welt innerhalb des Hauses ist! Erkennt's nur auch recht, wie glücklich Ihr seid und wie wenig beneidenswert glänzendere Zustände sind.

Die Grafen Stolberg haben uns besucht; es war eine sehr angenehme Erinnerung voriger Zeiten und eine neue Befestigung der alten Freundschaft. Wann werd ich Euch einmal wiedersehen!

Grüßet Lotten und lebt wohl, gesund und vergnügt mit den Eurigen! Laßt manchmal von Euch hören und behaltet mich lieb!

Zu den Freunden, die Goethe in der Götz- und Werther-zeit gewonnen hatte, gehörte besonders auch der Prediger Lavater in Zürich, einer der berühmtesten Männer jener Zeit. Er war pietistisch-mystischer Christ, beliebter Prediger, Dichter und Physiognomiker. Goethe und Lavater liebten sich ein Jahrzehnt hindurch von Herzen, obwohl Goethe niemals die Glaubenslust Lavaters teilte, die an den Wundern der Evangelien noch nicht zu sättigen war und deshalb an allerlei Phantasten und Schwindler geriet. Lavater war als durchaus unkritischer, leichtgläubiger Mensch mit hundert Männern und tausend Weibern innig befreundet. Goethe fragte ihn am 21. Dezember 1775, was er zu Herdern als weimarischem Generalsuperintendenten meine; darauf lobte Lavater diesen Kandidaten, aber nicht in einer Antwort an Goethe, sondern in einem Schreiben an die Herzogin Luise. Darauf Goethe

An Lavater.

Weimar, den 20. Februar 1776.

Wenn ich Dich künftig frage, so antworte mir. Es kann all gut sein, was Du Dir denkst und wähnst, aber wenn ich frage, mußt Du nie Weibern antworten. Wie man auch dem nie schreiben soll, als dem, mit dem man gelebt hat, und nur im Maß, als man mit ihm gelebt hat.

Vom September bis Dezember 1779 unternahmen Goethe und der Herzog eine Schweizerreise, ein in damaliger Zeit und besonders im Winter ganz unerhörtes Unternehmen. Sie besuchten nach den Wanderungen in den Hochalpen auch Lavater; um aber unnützen mündlichen Glaubensstreitigkeiten vorzubeugen, schrieb Goethe

An Lavater.

Genf, den 21. Oktober 1779.

Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein. Eins werden wir aber doch wohl tun: daß wir einander unsre Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im voraus um Geduld. — —

Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen pp göttlicher (wenn ja was Göttlichs da sein soll) als die sieben Bischofe, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher!

Vom Herzog sag ich Dir nichts voraus; noch haben ihn die gescheutsten Leute falsch beurteilt. Du sollst ihm das Haupt salben wie mit köstlichem Balsam, und ich will mich mit Dir im stillen über ihn freuen, denn weiß Gott: außer der Sonne und dem Mond und den ewigen Sternen laß' ich neuerdings niemand zu Zeugen des, was mich freut oder ängstet.

Der Schluß des Briefes bezieht sich auf eine der schönsten Frauen jener Zeit, auf Maria Antonie v. Branconi, Geliebte des Erbprinzen, späteren Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Ihr Sohn hatte Karl Matthäi zum Erzieher.

NB. in Lausanne habe ich die gar liebliche Brankoni zweimal gesehn und über sie den Brandes vernachlässigt und den Dubois vergessen. Sie war so artig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessiere und ihr mein Wesen gefalle, und das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn.

An Lavater.

Weimar, den 6. März 1780.

Daß Du so geplagt bist mit kleinen Geschäften, ist nun einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu tun, um ihren Mist beiseite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem ekeln Geschäft, indessen muß es auch sein.

Der Anfang des nächsten Briefes bezieht sich wieder auf Frau v. Branconi, die im August 1780 die weimarischen Bekannten besuchte.

An Lavater.

Ostheim vor der Rhön, den 20. September 1780.

Deine Frage über die Schöne kann ich nicht beantworten. Ich habe mich gegen sie so betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige tun

würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre: ich möchte mir solch ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre uns für einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde!

Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Turm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Auch tut der Talisman jener schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind.

Herder fährt fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen.

Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann. Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat.

An Lavater.

Weimar, den 22. Juni 1781.

Zuvörderst dank ich Dir, Du Menschlichster, für Deine gedruckten Briefe. Selbst Deinen Christus hab ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wann man Dich das herrliche kristallhelle Gefäß (denn das war er und als ein solches verdient er jede Verehrung) mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugtun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und, in ihm Dich bespiegelnd, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstliche Federn

der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns notwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich dadrinne nicht verändern kannst und daß Du vor Dir recht behältst; doch find ich es auch nötig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen und bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt.

Im gleichen Briefe kommt Goethe auf die spiritistischen und sonstigen Schwindeleien zu sprechen, die des Freundes Glaubensdurst gleichfalls einsog. Dasselbe Thema berührt er am 14. November 1781, als Lavater nach den Aussagen eines Grafen v. Thun aus Wien über einen Geist „Gablidon" geschrieben hatte. Goethe denkt in den ersten Zeilen an den schwedischen Gelehrten und Visionär Swedenborg.

An Lavater.

Weimar, den 14. November 1781.

Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe

Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen. Alsdenn mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gärung abgesondert und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde. Was soll ich aber zu Geistern sagen, die solchen Menschen gehorchen, die solches Zeug vorbringen und solche Handlungen begehen! Ich weiß wohl, wie Du solche Dinge zusammenhängst, und will Dich weder widerlegen noch bekehren; mir aber wenden sich die Eingeweide bei dergleichen Torheiten um, besonders da mir das Schädliche davon so oft sichtbar geworden ist. Zugleich mußt Du mir erlauben, daß ich über das Kostüm, worinnen der Geist sich gemalt, eine Schikane mache. Es ist dies die gewöhnliche Kleidung, in welcher unsere Juden am Schabbes zu gehen pflegen, und ich zweifle sehr, daß die Seher jener Zeiten, woher sich Gablidone schreiben will, in einem solchen Putze aufgetreten seien. Daß die Stückchen vom wahren Kreuze mir nun noch völlig den ganzen Handel verdächtig machen, kannst Du Dir leicht einbilden. Genug, ich kehre von dieser überirdischen Bekanntschaft um nichts klüger und um nichts besser zurück, welches die einzige Bedingung wäre, unter welcher ich einige Ehrfurcht für jene unbekannte Freunde haben könnte.

Lavater blieb dabei, das Christentum und besonders seine eigene Auffassung des Christentums als die allein selig machende Lehre zu verkünden; Goethe ärgerte sich zuweilen über diese Rechthaberei und Ausschließlichkeit, versuchte aber immer wieder, die Freundschaft aufrecht zu erhalten. So schreibt er

An Lavater.

Weimar, den 9. August 1782.

Mein Kopf ist von irdischen Sorgen für andere belastet, drum nur ein Wort: möge es das Mißverständnis nicht vermehren! Wenn ich vor Dir stünde, so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlich sein. Wir berühren uns beide so nah, als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sichern Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins; ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich; ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Empfindungen und Ideen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur menschlich dunkel.

Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.

Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter!

Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst; müßte ich nicht alsdann das Gegenteil von vielem behaupten, was Dein „Pilatus" enthält, was Dein Buch uns als unwidersprechlich ausfordernd ins Gesicht sagt?!

Ausschließliche Intoleranz! Verzeih mir diese harten Worte. — Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möcht ich sagen, sie ist nicht in Dir, sie ist in Deinem Buche.

Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, scho-

nendste Wesen. Lavater als Lehrer einer ausschließenden Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben, nenn es wie Du willst — Du gestehst es ja selber.

Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das andre nicht oder nichts wäre; es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus wo die Hündlein sind, die von des Herren Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind.

Verzeih mir, ich sage dieses ohne Bitterkeit. — Und so ausschließlich ist Dein „Pilatus" von Anfang bis zu Ende. Es war Deine Absicht, ihn dazu zu widmen. Wieviel Ausforderungen stehen uns darinne: Wer kann? Wer darf? u. s. w. Worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes und auch wohl ein unwilliges Ich! entfahren ist. Glaub mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe manches drüber geschrieben und Dir nichts schicken können, denn wie will ein Mensch den andern begreifen!

Laß mich also hiedurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe Dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest Du eher Ursach, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo Dich.

Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist! Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.

An Lavater.

Weimar, den 4. Oktober 1782.

Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann. Und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft! Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deins nicht bei mir: in unsers Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf Deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Kolumnen nebeneinander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

Immer deutlicher wurde es Goethen, daß sich die alte Herzlichkeit mit Lavater nicht beibehalten ließ, denn Lavaters Art zu fühlen war ganz anders als diejenige Goethes, der immer mehr zu einem treuen Liebhaber und Verehrer der Natur wurde. Im Juli 1786 kam Lavater nach Weimar; Goethe berichtete nach seinem Weggange an Frau v. Stein: „Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe

auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden in seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt."

Ein ähnliches, zuerst sehr herzliches, dann oft schmerzliches Verhältnis hatte Goethe mit Herder und dessen Gattin Karoline, geb. Flachsland. Die kinderreichen Herders lebten in steter wirtschaftlicher Bedrängnis und hatten an ihrer Stellung in Weimar viel auszusetzen. Goethe war auch in Herders Fall der Überzeugung, die er später in die Verse brachte: „Frage nicht durch welche Pforte Du in Gottes Stadt gekommen, Sondern bleib am stillen Orte, Wo Du einmal Platz genommen." Herder bekam im Juli 1786 eine Oberpfarrerstelle in Hamburg angeboten; Goethe schrieb dazu

An Herder.

Karlsbad, den 2. September 1786.

Die zehn weimarischen Jahre sind Dir nicht verloren, wenn Du bleibst; wohl, wenn Du änderst. Denn Du mußt am neuen Ort doch wieder von vorne anfangen und wieder wirken und leiden, bis Du Dir einen Wirkungskreis bildest. Ich weiß, daß bei uns viel, wie überhaupt, auch Dir unangenehm ist; indessen hast Du doch einen gewissen Fuß- und Standort, den Du kennst u. s. w. Es kommt doch

am Ende darauf an, daß man aushält und die andern ausdauert.

Ähnlichen Rat mußte Goethe dem Dichter der „Leonore" und des „braven Mannes", Gottfried August Bürger, geben, der in Göttingen nicht ohne eigene Schuld in sehr bedrängten Verhältnissen lebte. Goethe hatte ihn durch eigenes und gesammeltes Geld unterstützt, damit er seine Homer-Übersetzung fortsetze. Bürger erfüllte diese Hoffnung nicht, wäre aber gern nach Weimar, in das gelobte Land der Dichter, berufen worden.

An Bürger.

Weimar, den 20. Februar 1782.

Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande, die Sie mir zu erkennen geben, scheint mir so sehr aus dem Verhältnis Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Ortes, außer einem geringen Mehr oder Weniger, jemals befriedigen können. Es ist in unserm ganzen Lande keine einzige Justizbeamtenstelle, davon nicht der Besitzer an eben diesen Übeln krank läge, über die Sie sich beklagen. Keine subalterne Stelle ist weder für einen denkenden Menschen, was wir gewöhnlich so nennen, noch dazu eingerichtet, das Leben in einem feinern Sinne zu genießen. Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann, sind allein ge-

baut, sich darin leidlich zu befinden und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche zu wirken. Jede höhere Stelle ist nach ihrem Maße unruhiger, mühseliger und weniger wünschenswert. Für Sie, habe ich immer gedacht, müßte eine akademische Stelle weit die beste sein. Ihr bestimmter Geschmack für die Wissenschaften, Ihre schönen Kenntnisse, die Sie mit weniger Mühe gar leicht zweckmäßig erweitern und nach einem Ziele hinleiten könnten, machen Sie von dieser Seite gewiß vorzüglich dazu geschickt. Wie wenig müßte es Ihnen schwer fallen, als Professor der Philosophie die menschlichen Dinge in einer schönen Ordnung und Vollständigkeit vorzutragen und sich, indem Sie sich einem reizenden Studio widmeten, andern nützlich zu machen! Und wieviel Zierde würden Sie den trockensten Sachen durch Geschmack und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet! Ihr Name selbst, der Ihnen jetzo beschwerlich wird, müßte alsdann zu Ihrem und Ihres Geschäftes Vorteil gereichen. Diese angenehme Aussicht habe ich mir zeither mehr als einmal und in weit größerm Detail vorgespiegelt; aber mir ist auch die andere Seite nicht verborgen geblieben. Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, in die man sich finden muß, und der Parteigeist, der meistens Kollegen trennt, macht dem Friedfertigsten das Leben am sauersten und füllt die Lustörter der Wissenschaften mit Hader und Zank. Prüfen Sie

sich, mein lieber Bürger, denken Sie nach: vielleicht findet sich etwa in der Nähe eine Gelegenheit. Sagen Sie mir Ihre Gedanken, sagen Sie mir, was Ihnen indessen geschehen ist, und überzeugen sich von dem Anteil, den ich bisher auch stillschweigend an Ihrem Schicksale genommen.

Bürger war leider nicht mehr zu retten.

Auch Friedrich Müller aus Kreuznach, bekannt geworden als „Maler Müller", bekam von Goethe Geldunterstützung und offene Worte über seine Fehler.

An Friedrich Müller.

Weimar, den 21. Juni 1781.

Ihre Gemälde, Zeichnungen und Briefe hab ich alle ihrerzeit wohl erhalten und erfreue mich, daß Sie wohl, munter und arbeitsam sind. Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich in Verlegenheit sein, Ihnen zu sagen, daß Ihre Sachen hier kein großes Glück gemacht haben, und wie sehr wünscht ich selbst, einige Stunden über das, was ich dabei zu erinnern finde, mit Ihnen sprechen zu können; doch lassen Sie uns es so machen! Ich will Ihnen gegenwärtig nur kurz meine Gedanken sagen, antworten Sie mir darauf; und wir können uns nach und nach hinreichend erklären. Ich verkenne in Ihren Sachen den lebhaften Geist nicht, die Imagination und selbst das Nachdenken; doch glaube ich Ihnen nicht genug raten zu können, sich nunmehr jener

Reinlichkeit und Bedächtlichkeit zu befleißigen, wodurch allein, verbunden mit dem Geiste, Wahrheit, Leben und Kraft dargestellt werden kann. Wenn jene Sorgfalt, nach der Natur und großen Meistern sich genau zu bilden, ohne Genie zu einer matten Ängstlichkeit wird, so ist sie es doch auch wieder allein, welche die großen Fähigkeiten ausbildet und den Weg zur Unsterblichkeit mit sicheren Schritten führt. Der feurigste Maler darf nicht sudeln, so wenig als der feurigste Musikus falsch greifen darf; das Organ, in dem die größte Gewalt und Geschwindigkeit sich äußern will, muß erst richtig sein. Wenn Raphael und Albrecht Dürer auf dem höchsten Gipfel stehen, was soll ein echter Schüler mehr fliehen als die Willkürlichkeit? Doch Sie wissen alles, was ich Ihnen sagen könnte, besser; ich sehe es aus Ihren Briefen und Urteilen, und ich hoffe, Sie sollen es auch auf Ihre eigene Sachen anwenden können und mögen. Ich finde Ihre Gemälde und Zeichnungen doch eigentlich nur noch gestammelt, und es macht dieses einen so übleren Eindruck, da man sieht, es ist ein erwachsener Mensch, der vielerlei zu sagen hat und zu dessen Jahrszeit ein so unvollkommener Ausdruck nicht recht kleidet. Ich hoffe, Sie sollen meine Freimütigkeit gut aufnehmen, und das, was ich sage, Ihrem Freund Trippel mitteilen und auch ihn darüber hören; denn nach Ihrer Beschreibung scheint mir dieser Mann eben das zu haben, was

ich Ihnen wünsche. Nach meinem Rat müßten Sie eine Zeit lang sich ganz an Raphaeln, die Antiken und die Natur wenden, sich recht in sie hineinsehen, einzelne Köpfe und Figuren mit Sorgfalt zeichnen und bei keiner eher nachlassen, bis Sie den individuellen Charakter und das innere Leben der Gestalt nach Ihren möglichsten Kräften aus dem Papier oder aus der Leinwand wieder hervorgetrieben hätten; dadurch werden Sie sich allein den Namen eines Künstlers verdienen. Das Hinwerfen und Andeuten kann höchstens nur an einem Liebhaber gelobt werden.

... In der Wahl Ihrer Gegenstände scheint Sie auch mehr eine dunkle Dichterlust als ein geschärfter Malersinn zu leiten. Suchen Sie sich künftig, wenn Sie meiner Bitte folgen mögen, beschränkte, aber menschlich-reiche Gegenstände auf, wo wenig Figuren in einer mannigfaltigen Verknüpfung stehen! Wie sehr wünsche ich, Sie durch das, was ich Ihnen sage, aufmerksam auf sich selbst zu machen, damit Ihre innere Güte und Ihr guter Mut Sie nicht verführen mögen, sich früher dem Ziele näher zu glauben! Junge Künstler sind wie Dichter oft hierin in großer Gefahr, und meist, weil wir den Tadel von Personen, die wir nicht achten, verschmähen, und weil diejenigen, die wir schätzen, gelind und nachsichtig mit uns zu verfahren pflegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, was Sie dagegen aufzustellen haben! Wir wollen sehen, ob wir uns

vergleichen und zu etwas Gutem vereinigen können; denn bleiben Sie versichert, daß es mir nur um die Wahrheit zu tun ist und daß ich wünschte, Ihnen nützlich zu sein. Wollen Sie mir einen Gefallen tun, so zeichnen Sie mir etwas, es sei, was es wolle, nach der Natur, und sei es eine Gruppe Bettler, wie sie auf den Kirchtreppen zu liegen pflegen. Soviel für diesmal. Den Betrag von hundert Dukaten erhalten Sie vielleicht vor oder doch bald nach diesem Brief. Lassen Sie mich nächstens wieder etwas hören.

Goethes Wohltätigkeit und Lust, Talente zu fördern, kam noch manchem Zeitgenossen zu gut; am schönsten können wir sie in seinen Briefen an einen sonst unbekannt gebliebenen Mann, Johann Friedrich Krafft, beobachten, da diese Briefe zufällig erhalten geblieben sind. Auch Krafft war durch eigene Fehler in Not geraten und litt besonders am eigenen Charakter; er bat 1778 von Gera aus den ihm persönlich unbekannten Dichter um Hilfe; Goethe half ihm leiblich und als Seelenarzt.

An Krafft.

Weimar, den 11. November 1778.

Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt. Wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit wenigen sich begnügen und die andern untergehn sehn muß.

In der Vorstellung, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehesten tut, ist, daß ich einem Mann, der so genügsam verlangt, weder Hilfe noch Hoffnung geben kann.

Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her; nur wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: Steh auf und wandle!

Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen.

Bleiben Sie in der Jahreszeit, wo Sie sind; ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Gelds und wieweit Sie damit zu reichen denken.

Ist Ihnen mit einem Kleid, Überrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie; ich habe zu entbehren.

Goethe schickte gleichzeitig einen Überrock, Stiefel und Strümpfe und bot Tuch und Futter zu einem Rocke an; er riet Krafft, nach Jena zu ziehen, wo er besser für ihn sorgen könne, und schloß:

Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal.

Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten, auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen.

An Krafft.

Weimar, den 23. November 1778.

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften. Ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen; er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.

Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können, denn nicht der Projektmacher und Versprecher, sondern der im geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Guts und Dauerhaftes tun möchte.

Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Kautelen nicht! Man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Mut und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohltuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohltat von Gott, wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.

An Krafft.

Weimar, den 11. Dezember 1778.

Zuerst zu Ihrer Beruhigung: Sie sollen in nichts

gezwungen sein, Sie sollen die hundert Taler haben, wo Sie sich aufhalten. Nun aber hören Sie mich.

Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegräsonieren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall, und viele darunter recht hübsche Leute. Man ist das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armut kein Merkzeichen und Verachtung ist. Es ist doch immer eine Stadt, wo das Notwendige eh zu haben ist. Wer auf dem Lande im Winter krank würde ohne Wartung, wie elend wäre das! Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meinetwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im stand, Ihnen durch diesen oder jenen zu helfen. Sodann saßen Sie gewiß fest. Ich konnte Ihnen bei Ihrer Einrichtung behilflich sein, brauchte jetzt nur für Wohnung und Tisch gutzusagen und erst nachher zu bezahlen. Ich hätte Ihnen auf Neujahr ein weniges gegeben, das übrige mit Kredit gemacht. Sie wären mir näher gewesen. Jeden Markttag

konnt ich Ihnen was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräte, das mich nicht mehr kostete und Ihnen leidlicheres Leben machte. Ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal ist die Kommunikation mit Gera! Nie kommt was zur rechten Zeit an und kostet Geld, das niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena gewesen, ohne daß Sie jemand bemerkt hätte. Dies ist die Lage, die mir Jena vor allem vorziehen ließ, Sie würden eben das tun, wenn Sie das Verhältnis mit ungetrübten Augen sähen. Wie wärs, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

Überlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern. Ich verspreche, daß Sie in Jena gut aufgehoben sein sollen. Können Sie's aber nicht über sich gewinnen, so bleiben Sie in Gera. Auf Neujahr sollen Sie 25 Tlr. haben und so die Vierteljahre jederzeit pränumeriert: Ostern, Johanni und Michael. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen. Da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich desto strenger in meiner Wirtschaft sein. Auch das, was ich Ihnen bisher gegeben habe, da es am Ende des Jahrs und ganz unerwartet kam, hat mir eine Lücke gemacht, die ich wieder flicken muß. Schreiben Sie mir doch, wieviel's war? Ich habe einen Posten nicht

aufgeschrieben und finde einen Verstoß in meiner Rechnung.

Krafft mochte nicht in Jena leben und ging nach Ilmenau. Dort gab ihm Goethe kleine Aufträge, zum Teil, um ihm das Bewußtsein nützlicher Beschäftigung zu geben. Im nachfolgenden ist die Rede von „Peter im Baumgarten“, einem andern Schützling Goethes, den der Baron v. Lindau einst in einem Baumgarten im Kanton Bern als eltern- und heimatlosen Knaben, an den Eutern einer Ziege trinkend, gefunden hatte. Nach Lindaus Tode (1777) sorgte Goethe für den Knaben, bis 1780 ein Legat Lindaus herausgegeben wurde.

An Krafft.

Weimar, den 13. Juli 1779.

Für Ihre Nachrichten dank ich; fahren Sie fort! Der Wunsch, Gutes zu tun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird.

Nun hab ich einen Vorschlag. Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht ich, daß Sie einem Knaben, für dessen Erziehung ich zu sorgen habe und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerksamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Französischen: wenn Sie ihm darinne weiter hülfen! Er zeichnet hübsch: wenn Sie ihn dazu anhielten! Ich wollte Zeiten bestimmen, wenn er zu Ihnen kommen sollte; Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein

Wachstum ein Auge hätten. Alles kommt drauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Wenn Sie mir darauf antworten, will ich Ihnen schon nähere Weisung geben. Sie würden mir einen wesentlichen Dienst erzeigen, und ich würde Ihnen von dem, was zu des Knaben Erziehung bestimmt ist, monatlich etwas zulegen können.

Möchte ich doch im stande sein, Ihren trüben Zustand nach und nach auszuhellen und Ihnen eine beständige Heiterkeit zu erhalten!

An Krafft.

Weimar, den 9. September 1779.

Was Sie an Petern tun, dank ich Ihnen vielmals, denn der Junge liegt mir am Herzen. Es ist ein Vermächtnis des unglücklichen Lindaus. Tun Sie nur gelassen Gutes an ihm. Wie Sie ihm ankommen können! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet rc., mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas tue und daß ich von ihm höre, wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. — Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre.

Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendsten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler! Jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen; er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte.

An Krafft.

Weimar, den 31. Januar 1781.

Sie haben wohlgetan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken; ich lege gewiß alles zurechte, so wenig ich im stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahrs nicht selbst Andern Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das mindste über die 200 Taler für Sie zu tun. Diese sollen Sie richtig erhalten; damit suchen Sie auszukommen und sich nach und nach das Nötige zu schaffen.

Ausdrücklich halt ich mir vor, daß Sie ohne mein Wissen und Einwilligung nicht Ihr Quartier, noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Mensch hat seine Pflicht; machen Sie sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir, und es wird Ihnen leicht werden.

Wenn Sie von irgend jemand borgten, würde

mir es sehr unangenehm sein; eben diese unselige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzen Lebens gemacht, und Sie sind mit tausend Talern nie zufriedner gewesen als jetzt mit den 200, weil Ihnen immer noch was zu wünschen übrig blieb, und Sie sich nie gewöhnt haben, Ihre Seele in den Grenzen der Notwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe; ich weiß leider zu gut, wie es in Ihnen zusammenhängt, und fühle, wie das Unverhältnis Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß. Genug aber, ein Wort für Tausend: am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Taler, für's gegenwärtige soll Ihnen Seidel etwas vorausgeben. Schränken Sie sich alsdann ein: das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder.

An Krafft.

Ilmenau, den 3. September 1783.

Das Geld will ich, wenn ich nach Weimar komme, übersenden. Übrigens bitte ich, sich zu beruhigen. Es ist für Ihren Gemütszustand besser, daß Sie in der Stille leben. Sie haben mir schon Dienste geleistet, und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszuteilen, und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen des Wenigen in Frieden.

Goethe sorgte für Krafft bis zu dessen Tode, der im Sommer 1785 in Jena erfolgt zu sein scheint.

An Frau v. Stein schrieb er um diese Zeit einmal: „Daß doch der Mensch so viel für sich tun kann und so wenig für andre! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen! Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, habe ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir: es wird werden. Für andre arbeit ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht" (2. April 1782). Aber um die gleiche Zeit machte sich seine Mutter schwere Gedanken über sein Wohlergehn, und Freunde bedauerten ihn, daß ihn der berühmte König von Preußen als Dichter mißachtete. Der Mutter hatte man berichtet, daß die Gesundheit Wolfgangs leide und daß er in Weimar seine Kraft an Aufgaben verbrauche, die seinem Genie nicht würdig seien.

An die Mutter.

Weimar, den 11. August 1781.

Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte; und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu tun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegen=

wärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfre, und nicht, was ich gewinne. Und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war! Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen,

als einen, der für mich etwas Unendliches hat! Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften, bald im großen, bald im kleinen, anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unbehaglichkeit bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches

viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie bei dem gegenwärtigen Zustande des Vaters nie verläßt!

An die Mutter.

Weimar, den 7. Dezember 1783.

Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.

Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehn, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht ververborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht.

Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte! Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe.

Indessen leben Sie ruhig; vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmutiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.

Friedrich der Große hatte 1780 eine Schrift über die deutsche Literatur herausgegeben; sie ist nicht nur in fran-

zösischer Sprache geschrieben, sondern auch in französischem Geiste gedacht. Er verwirft die Dramen Shakespeares und nennt Goethes „Goetz" eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke; er sei voll von widerwärtigen Plattheiten. Die Schrift des Königs war im ganzen eine Kriegserklärung gegen die deutschen Schriftsteller, und diese ließen es an Antworten nicht fehlen. Die beste war die des hochgeachteten Staatsmanns Justus Möser zu Osnabrück, des Verfassers der „Patriotischen Phantasien"; er trat namentlich auch warm für Goethe ein. Dieser erhielt die Schrift mit einem freundlichen Briefe von Mösers Tochter Jenny v. Voigts. Er antwortete

An Jenny v. Voigts.

Weimar, den 21. Juni 1781.

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu tun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt und daß gewisse Töne voriger Zeit noch nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegenteils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab ich bei meinen Versuchen ge-

dacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen? Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein anderer den Brennpunkt und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrot einlädt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu tun ist, danken muß. Was er von meinen Sachen sagt, dafür bleib ich ihm verbunden, denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahr-

zehent, um nicht zu sagen: Jahrhundert unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königes sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr, dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, miteinander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Goethe stand jetzt in den Jahren und lebte in Verhältnissen, wo er mit einer Gattin eine eigene Familie hätte begründen können. Er war liebebedürftig und sehr häuslich, er bekam vom Herzog zu seinem Gartenhause an der Ilm auch noch eine große, schöne Stadtwohnung am Frauenplan, das jetzige Goethe-National-Museum; an Rang und Stand hatte er auch viel zu bieten, seit 1779 war er Geheimrat, 1782 wurde er von Kaiser Joseph II. geadelt. Aber statt einer jungen schönen Braut führte ihm das Schicksal die schon öfters genannte, in einer lauen Ehe lebende Frau des Oberstallmeisters v. Stein entgegen, die sieben Jahre älter war als er und schon sieben Kinder geboren hatte, als sie ihn kennen lernte. Über die Verbindung Goethes mit ihr sind wir nur durch seine Briefe, also unvollständig, unterrichtet; es war ein seltsam leidenschaftliches, oft krankhaftes, niemals ganz befriedigendes Verhältnis, weil die Liebenden nicht zur naturgemäßen Vereinigung, zur Ehe gelangten. Daß sie diese zeitweilig anstrebten, kann man annehmen; daß sie die Rechte der Ehe vorwegnahmen, ist bei dem Charakter der beiden nicht wahrscheinlich. Charlotte war Goethes Vertraute in allen Angelegenheiten, auch seine aufrichtigste Beraterin, Lehrerin und Schelterin, besonders in Dingen der Lebensklugheit. Die nachfolgenden Proben zeigen das.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 28. Januar 1776.

Lieber Engel, ich komme nicht in's Konzert. Denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen, und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von Dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend. Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will

ich Dir's sagen. Will Dich ungeplagt lassen. Adieu, Gold! Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb hab.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 24. Mai 1776.

Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Ich war darauf vorbereitet. Ich will Sie nicht sehn, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. — Sie wissen nicht, was sie tun. Die Hand des Einsamverschloßnen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt. Adieu, Beste.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 16. Juli 1776.

Abends den 16. Noch ein Wort. Gestern als wir nachts von Apolda zurückritten, war ich vorn allein bei den Husaren. Die erzählten einander Stückchen; ich hört's, hört's auch nicht, ritt so in Gedanken fort. Da fiel mir's auf, wie mir die Gegend so lieb ist.

Das Land! der Ettersberg! die unbedeutenden Hügel! und mir fuhr's durch die Seele: wenn du nun auch das einmal verlassen mußt! das Land, wo du so viel gefunden hast, alle Glückseligkeit gefunden hast, die ein Sterblicher träumen darf, wo du zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz schwebst, wenn du auch das zu verlassen gedrungen würdest mit einem Stab in der Hand, wie du dein Vaterland verlassen hast! Es kamen mir die Tränen in die Augen, und ich fühlte mich stark genug, auch das zu tragen. Stark! das heißt dumpf.

Dumpf nannte Goethe einen geistigen Zustand, der dem Tierischen, wie dem Genialischen verwandt ist: unbewußt, den Objekten hingegeben, Gott ergeben. Das Dichten glückt am besten in diesem dumpfen Zustande, und die schwersten Erlebnisse trägt man am besten, wenn man nicht reflektiert, nicht auf Änderung sinnt, sondern es ruhig niederprasseln läßt.

Den meisten sachlichen Inhalt haben naturgemäß die Briefe, die Goethe von seinen Reisen schrieb; eine Harzreise im Winter 1777 machte er allein, unter dem Namen Weber; öfters begleitete er den Herzog auf seinen vielen Fahrten. Häufig war er in Ilmenau; einmal besucht ihn Charlotte dort. Darauf schrieb er

An Frau v. Stein.

Ilmenau, den 8. August 1776.

Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt; ich kann nicht sagen, wie mir ist! Mir ist wohl und doch so träumig. Zeichnen

konnt ich gestern nicht. Ich saß auf Witzlebens Felsen, die herrlich sind, und konnt nichts hervorbringen. Da schrieb ich Dir:

Ach, wie bist Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifl' ich nicht mehr.
Ach, wenn Du da bist,
Fühl ich, ich soll Dich nicht lieben!
Ach, wenn Du fern bist,
Fühl ich, ich lieb Dich so sehr!

Heut will ich auf den Hermannstein und womöglich die Höhle zeichnen. Hab auch Meißel und Hammer, die Inschrift zu machen, die sehr mystisch werden wird. Ihr Zettelchen hab ich kriegt, hab mich viel gefreut. Ich schwöre Dir, ich weiß nicht, wie mir ist. Wenn ich so denke, daß sie mit in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indes sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb!!! Es ist wie in der Geisterwelt, ist mir auch wie in der Geisterwelt. Ein Gefühl ohne Gefühl. Lieber Engel! Ich hab an meinem „Falken" geschrieben; meine Giovanna wird viel von Lilli haben, Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingieren. Dein Verhältnis zu mir ist so heilig-sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden. Menschen können's nicht sehen.

An Frau v. Stein.

Goslar, den 6. Dezember und
Klaustal, den 9. Dezember 1777.

Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen. Es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Mit Frauens hab ich noch gar nichts zu schaffen gehabt. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich. — — —

In meiner Verkappung seh ich täglich, wie leicht es ist, ein Schelm zu sein, und wieviel Vorteile einer, der sich im Augenblick verleugnet, über die harmlose Selbstigkeit der Menschen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude, als die Hundsfütter, die ich nun so ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse. Der Nutzen aber, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehn, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.

An Frau v. Stein.

Berlin, den 17. und 19. Mai 1778.

In einer ganz andern Lage, als ich Ihnen den

Winter vom Brocken schrieb, und mit eben dem Herzen wenige Worte! Ich dacht heut an des Prinzen Heinrichs Tafel dran, daß ich Ihnen schreiben müßte. Es ist ein wunderbarer Zustand, eine seltsame Fügung, daß wir hier sind. Durch die Stadt und mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab ich mich durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr. Gleichmut und Reinheit erhalten mir die Götter auf's schönste, aber dagegen welkt die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Zitadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos. Nun fang ich auch an, die zu befestigen, wär's nur indes gegen die leichten Truppen.

Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königstadt und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Der Herzog ist wohl, Wedel auch und sehr gut. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgnen Räder, besonders auf die große alte

Walze, FR gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.

Soviel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Teil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Wert, den wieder dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenn ich nicht mit Namen. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen.

Mit der großen alten Walze FR ist Friedrich der Große gemeint, der zur Zeit in Schlesien im Lager war; Prinz Heinrich ist sein Bruder. An den alten Freund Merck schrieb Goethe über diesen Besuch in Berlin: „Ich guckte nur drein, wie das Kind in Schön-Raritäten-Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschaun lebe. Es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden. Da hab ich sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonieren hören."

Die folgenden Briefe an Frau v. Stein zeigen uns, wie ernst und sorgend Goethe an die früher von ihm geliebten Mädchen dachte. Auf einer großen Reise nach Frankfurt und der Schweiz trennte er sich zeitweilig von seinen

Freunden, um Friederike Brion und Lilli Schönemann wiederzusehen. Die letztere war in Straßburg mit dem Bankier Bernhard v. Türckheim verheiratet.

An Frau v. Stein.

Emmendingen, Ende September 1779.

Den 25. abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe; betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond.

Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte. Der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte. Wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

Den 26. Sonntags traf ich wieder mit der Gesellschaft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lilli und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwundrung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheuratet ist. Ihr Mann, aus allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein. Er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang pp., alles was sie brauchte

pp. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster. Abends sahen wir ein Stück L'Infante de Zamora mit ganz trefflicher Musik von Paesiello. Dann aß ich wieder bei Lilli und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester. Ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Die an ihre Stelle getretene Jahlmer, mein Schwager, einige Freundinnen sind mir so nah wie sonst. Ihre Kinder sind schön, munter und gesund.

Der folgende Brief zeigt, wie vielseitig Goethes Tätigkeit war. Erst diktiert er einer Hofdame auf einem herzoglichen Lustschlosse bei Weimar eine possenhafte dramatische Dichtung, die ebendort aufgeführt wurde; gleich darauf hilft er mit eigner Hand in einem nahen Dorfe gegen eine Feuers=

brunst ankämpfen. Er hat sich viel mit Feuerlöschanstalten, Vorkehrungen gegen Wassersnot, Wegeverbesserungen und dergl. abgegeben, und zwar zur selben Zeit, wo er am „Egmont“ und am „Wilhelm Meister“ dichtete.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 26. Juni 1780.

Gestern war ich in Ettersburg und diktierte der Göchhausen mit dem lebhaftesten Mutwillen an unsern „Vögeln“. Die Nachricht von Feuer in Groß-Brembach jagte mich fort, und ich war geschwind in den Flammen. Nach so lang trocknem Wetter, bei einem unglücklichen Wind war die Gewalt des Feuers unbändig. Man fühlt da recht, wie einzeln man ist, und wie die Menschen doch so viel guten und schicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen. Die fatalsten sind dabei wie immer, die nur sehen, was nicht geschieht, und darüber die auf's Notwendige gerichteten Menschen irre machen. Ich habe ermahnt, gebeten, getröstet, beruhigt, und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre. Voreilige Flucht ist der größte Schaden bei diesen Gelegenheiten. Wenn man sich, anstatt zu retten, widersetzte, man könnte das Unglaubliche tun. Aber der Mensch ist Mensch, und die Flamme ein Ungeheuer. Ich bin noch zu keinem Feuer in seiner ganzen Aktivität gekommen als zu diesem. Nach der Bauart unsrer

Dörfer müssen wir's täglich erwarten. Es ist, als wenn der Mensch genötigt wäre, einen zierlich und künstlich zusammengebauten Holzstoß zu bewohnen, der recht, das Feuer schnell aufzunehmen, zusammengetragen wäre.

Aus dem Teich wollte niemand schöpfen, denn, vom Winde getrieben, schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat dazu und rief: Es geht, es geht, ihr Kinder! und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften, aber bald mußt ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht. Ein wenig zu ruhen, legt ich mich nach Mitternacht, da alles noch brannte und knisterte, im Wirtshaus aufs Bett und ward von Wanzen heimgesucht und versuchte also manch menschlich Elend und Unbequemlichkeit. Der Herzog und der Prinz kamen später und taten das ihrige. Einige ganz gewöhnliche und immer unerkannte Fehler bei solchen Gelegenheiten hab ich bemerkt.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 7. November 1780.

Heut sind's fünf Jahre, daß ich nach Weimar kommen bin. Es tut mir recht leid, daß ich mein Lustrum nicht mit Ihnen feiern kann.

Gestern hatten wir recht schön und wunderbar

Wetter, kamen sehr vergnügt hierher. Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir's ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinweine alle Jahr besser werden. Ich rekapituliere in der Stille mein Leben seit diesen 5 Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger; er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb! Das muß Einen befestigen, daß man mit allem Guten bleibender und näher wird, das andre wie Schalen und Schuppen täglich von einem herunterfällt.

An Frau v. Stein.

Neunheiligen, den 12. März 1781.

Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen. Ich mag keine Worte machen: Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte.

Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln: so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und

Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur, wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe.

An Frau v. Stein.

Gotha, den 9. Oktober 1781.

Den Einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

An Frau v. Stein.

Ostheim, den 11. April 1782.

Ich gehe auf Meiningen und hoffe dort Briefe von Dir zu treffen. Es graut mir vor dem Anblick zweier junger, erst freigelaßner Prinzen, und noch dazu solcher. Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Bachs in einem Tal anvertraut wäre, es ist ihnen nur drum zu tun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe.

Sie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück, zu einem feinen Teiche. Wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch, und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort. Man sollte wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrat ausfließt und ein jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt. Verzeih mir das lange Gleichnis. Gilt es doch auch von der strengen Privaterziehung! Adieu, Liebste.

Die nächsten Zeilen beziehen sich auf die neue Wohnung in der Stadt und auf die Erhebung in den Adel.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 2. Juni 1782.

Zum ersten Male aus dem neuen Quartier schreib ich und schick ich Dir, was Du aus dem alten so oft erhieltest: einen Morgengruß und die Versicherung meiner Liebe. Es ist mir ganz einerlei, wo ich bin, wenn ich Dir nur nahe wohne.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 4. Juni 1782.

Hier schick ich Dir das Diplom, damit Du nur auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.

Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!

An Frau v. Stein.

Weimar, den 10. August 1782.

Heute früh habe ich das Kapitel im „Wilhelm" geendigt, wovon ich Dir den Anfang diktierte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. Lebe wohl. Erhalte mir die Seele meines Lebens, Treibens und Schreibens.

An Frau v. Stein.

Weimar, den 17. September 1782.

Ganz stille habe ich mich nach Hause begeben, um zu lesen, zu kramen und an Dich zu denken. Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen.

Dir lebe ich, meine Lotte, Dir sind alle meine Stunden zugezählt, und Du bleibst mir: das fühle ich.

Aus diesen letzten Briefchen fühlen wir heraus, daß es dem Dichter nicht ganz wohl in der Haut des Staatsbeamten war. So ganz unrecht hatten die Mutter und alte Freunde

wie Merck doch nicht gehabt, wenn sie meinten, die weimarische Beamten-Existenz enge ihren genialen Wolfgang ein. Seine Sehnsucht war, fern von politischen und höfischen Verhältnissen mit der Geliebten ein stilles Hauswesen zu haben und darin den Künsten und Wissenschaften zu leben. Nicht bloß der Poesie, sondern auch der Malerei, zu der er sehr große Neigung hatte, und ebenso den Naturwissenschaften, in denen Entdeckungen zu machen er durch seine unbefangene, offene Betrachtungsart berufen schien. Die nächsten Zeilen handeln von einer solchen Entdeckung; Goethe fand, daß der Mensch den Zwischenknochen der obern Kinnlade mit den Tieren gemein habe, d. h. auch hierin nicht anatomisch von ihnen unterschieden sei.

An Frau v. Stein.

Jena, den 27. März 1784.

Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden! Ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist. Du sollst auch Dein Teil dran haben. Sage aber niemand ein Wort. Herdern kündiget's auch ein Brief unter dem Siegel der Verschwiegenheit an. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen.

Es folgen wieder glückliche und schmerzliche Liebesbriefe.

An Frau v. Stein.

Eisenach, den 17. Juni 1784.

Meine Nähe zu Dir fühl ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauens, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt:

sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar. Ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen. Ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen.

Dir geht es in der Wirtschaft wie mir manchmal in Geschäften; man sieht nur die Sachen nicht, weil man die Augen nicht hinwenden mag, und sobald man die Verhältnisse recht klar sieht, haben die Dinge auch bald ein Interesse. Denn der Mensch mag immer gerne mitwirken und der Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschaft des Rechten befördern.

An Frau v. Stein.

Eisenach, den 28. Juni 1784.

Jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigne Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, Dir ganz anzugehören! Und Dich nächstens wiederzusehen!

Alles lieb ich an Dir, und alles macht mich Dich mehr lieben.

An Frau v. Stein.

Jena, den 8. März 1785.

Ich habe nur zwei Götter: Dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir, was zu heilen ist, und seid die wechselsweisen Mittel gegen die bösen Geister.

An Frau v. Stein.

Karlsbad, den 1. September 1786.

Nun noch ein Lebewohl von Karlsbad aus! Die Waldner soll Dir dieses mitbringen. Von allem, was sie erzählen kann, sag ich nichts; das wiederhol ich Dir aber, daß ich Dich herzlich liebe, daß unsre letzte Fahrt nach Schneeberg mich recht glücklich gemacht hat und daß Deine Versichrung: daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, mir ganz allein Freude in's Leben bringen kann. Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen, und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in Deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe.

Er ging wirklich „in die Einsamkeit der Welt", nämlich nach Italien: um sich von allerlei Übeln, inneren und äußeren, wiederherzustellen, um sich auf sich selber zu besinnen, um

seine künstlerischen Kräfte zu prüfen, um nach der Prüfung entweder ein neues Leben anzufangen oder beruhigt in die alten Verhältnisse zurückzukehren.

Am 3. September 1786 trat Goethe seine Reise nach Italien an, und erst am 18. Juni 1788 traf er wieder in Weimar ein. Die anderthalb Jahre im Lande seiner Sehnsucht bedeuteten für ihn eine Wiedergeburt. Er hatte die bisherige Tätigkeit und Umgebung verlassen, um sich in ganz neuen, fremden Verhältnissen zu prüfen und als freier Mann zu besinnen, wo und wie ein neues Leben wieder zu beginnen sei. Die Frage nach dem rechten Berufe war die wichtigste. Wohl hatte er auch im letzten Jahrzehnte zu poetischem Schaffen Zeit und Gelegenheit gefunden, stand er doch gerade in den besten Jahren der Erzeugungskraft, aber bei seinen vielen und oft sehr geringfügigen amtlichen Geschäften und bei seiner Verantwortlichkeit für allerlei bürokratische Kassen und Unternehmungen konnte er doch von seinen vielen großen Plänen nur all zu wenige ausführen. Immer lebhafter wurde in ihm der Wunsch, auch in verschiedensten Zweigen der Naturkunde zu höheren Erkenntnissen vorzudringen; dazu gehörte wiederum mehr Zeit, als der Minister übrig hatte. Sodann zog es ihn stark nicht bloß zu besserer Erkenntnis, sondern auch zu eigener Ausübung bildender Künste, zur Erprobung eines durch andauernde Neigung sich ankündenden Talentes zur Malerei. Mit der Umgestaltung des Berufes mußte sich auch eine Umgestaltung seiner häuslichen Verhältnisse verbinden; wie sehr er sich danach sehnte, gestand er sich selber kaum ein, da er sich eine Loslösung von Frau v. Stein nicht ausdenken mochte. Sodann hoffte er in der neuen Welt, in der er als Unbeteiligter, rein Beobachtender umherging, auch in der Lebenskunst manche Belehrung einzusammeln. Seine Briefe

zeigen, wie glücklich ihn die neue Freiheit, die Fülle der Schönheit, die Ausübung der Künste machen.

An den Freundeskreis in Weimar.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich bin ich in dieser Hauptstadt der alten Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehn hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu teil ward.

Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen, Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehn. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt.

Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt.

Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnre (mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt) seh ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen,

Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, find ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt. Es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu.

Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein!

Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurteilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig.

Für mich ist es ein Glück, daß Tischbein ein schönes Quartier hat, wo er mit noch einigen Malern lebt. Ich wohne bei ihm und bin in ihre eingerichtete Haushaltung mit eingetreten, wodurch ich Ruh und häuslichen Frieden in einem fremden Lande genieße.

Wie gut der weimarische Minister in den armen Künstlerkreis paßte, zeigt ein Brief des Malers Tischbein, worin er über Goethe spricht: „Was mir noch so sehr an Ihm freudt ist sein einfaches Leben. Er begerthe von mir ein Klein Stüpgen wo er in Schlaffen und ungehindert in arbeiten könte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm den leicht verschaffen konte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sizet er jezo und arbeitet des Morgens an seiner Efigenia."

An Herzog Karl August.

Rom, den 3. November 1786.

Endlich kann ich den Mund auftun und Sie mit Freuden begrüßen. Verzeihen Sie das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher! Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging. Selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und lassen Sie mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie denke, in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Sie mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre ward es eine Art von Krankheit, vor der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft ich

kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehn, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert. Wird es dann in der Folgezeit möglich, es auch mit Ihnen zu sehen und Ihnen durch die Kenntnisse, die ich jetzt erwerbe, hier, und indes zu Hause, nützlich zu werden, so bleibt mir fast kein Wunsch übrig.

Die Dauer meines gegenwärtigen Aufenthalts wird von Ihren Winken, von den Nachrichten von Hause abhängen. Bin ich einige Zeit entbehrlich, so lassen Sie mich das gut vollenden, was gut angefangen ist und was jetzt mit Einstimmung des Himmels getan scheint.

An die Mutter.

Rom, den 4. November 1786.

Vor allem andern muß ich Ihnen sagen, liebe Mutter, daß ich glücklich und gesund hier angelangt bin. Meine Reise, die ich ganz im stillen unternahm, hat mir viel Freude gemacht. Ich bin durch Bayern, Tirol über Verona, Vicenz, Padua, Venedig, Ferrara, Bologna und Florenz hier hergekommen, ganz allein und unbekannt; auch hier observiere ich eine Art Inkognito.

Wie wohl mir's ist, daß sich so viele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die

Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken.

Alle diese Dinge seh ich freilich ein wenig späte, doch mit desto mehr Nutzen und viel in kurzer Zeit.

Wie lang ich bleibe, weiß ich noch nicht. Es wird darauf ankommen, wie es zu Hause aussieht.

Heute hab ich nicht Zeit, viel zu sagen; nur wollt ich, daß Sie schnell die Freude mit mir teilten. Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben.

An beide Herders.

Rom, den 10. November 1786.

Vierzehn Tage bin ich hier und habe mich schon recht umgesehn. Ich habe endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht und lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, die Ihr Euch denkt, weil Ihr mich kennt. Meine Übung, alle Dinge wie sie sind, zu sehen und zu lesen; meine Treue, das Auge licht sein zu lassen; meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier höchst im stillen glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich neue, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und

abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehn.

Von allem diesem mag und kann ich nichts sagen; das sei zur Wiederkunft aufgespart. Was ich aber sagen kann und was mich am tiefsten freut, ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innre Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird: Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Ich denke die gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben zu fühlen.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die 2000 Jahr und drüber alt ist, durch die Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals.

An Herzog Karl August.

Rom, den 12. Dezember 1786.

Fast bis zur Ermüdung hab ich bisher fortgefahren, Rom zu durchwandern; auch habe ich das meiste gesehen. Was heißt aber das *Sehen* von Gegenständen, bei denen man lange verweilen, zu denen man oft zurückkehren müßte, um sie kennen und schätzen zu lernen.

Übrigens ist das strenge Inkognito, das ich hier halte, mir vom größten Vorteile; man kennt mich, und ich rede mit jedem, den ich ohngefähr hier

oder da treffe, leide aber nicht, daß man mich nach meinem Stande oder Namen begrüße, gehe zu niemanden und nehme keinen Besuch an. Hielte ich nicht so strenge darauf, so hätte ich meine Zeit mit Ehre empfangen und Ehre geben hinbringen müssen.

Auch der Frau v. Stein hatte Goethe die Absicht seiner großen Reise verschwiegen; sie fühlte sich beleidigt und verlassen. Statt eines erhofften liebreichen Briefes schickte sie ihm ein kaltes Zettelchen, das ihm sehr weh tat. Er aber fand nicht die Worte, ihr die Notwendigkeit dieser Entfernung klar zu machen. Im nachfolgenden Briefe spricht er mehr in Andeutungen, zunächst von dem Dichter und Kunstgelehrten Philipp August Moritz aus Berlin, der gleichfalls vor der Liebe zu einer verheirateten Frau nach Italien geflohen war.

An Frau v. Stein.

Rom, den 14. Dezember 1786.

Seitdem ich in Rom bin, hab ich unermüdet alles Sehenswürdige gesehen und meinen Geist recht damit überfüllt. In der Zeit, da sich manches zu setzen und aufzuklären schien, kam Dein Zettelchen und brach mir alles ab. Ich sah noch einige Villen, einige Ruinen: mit den Augen bloß. Da ich merkte, daß ich nichts mehr sah, ließ ich ab und ging nur so vor mich hin.

Moritz, der an seinem Armbruch noch im Bette liegt, erzählte mir, wenn ich bei ihm war, Stücke aus seinem Leben, und ich erstaunte über die Ähnlichkeit mit dem meinigen. Er ist wie ein jüngerer

Bruder von mir, von derselben Art; nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin. Das machte mir einen sonderbaren Rückblick in mich selbst. Besonders da er mir zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung von Berlin eine Herzensfreundin betrübt. — Nicht genug! Ich las Tischbeinen meine „Iphigenie" vor, die nun bald fertig ist. Die sonderbare, originale Art, wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand, in welchem ich es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich. Es sind keine Worte: wie fein und tief er den Menschen unter dieser Heldenmaske empfunden.

Setzest Du nun dazu, daß ich gezwungen bin, an meine übrigen Schriften zu denken und zu sinnen, wie ich sie enden und stellen will, und daß ich dadurch genötigt werde, in tausend vergangne Situationen meines Lebens zurückzukehren, und daß das alles in wenigen Tagen auf mich zudringt in der merkwürdigsten Stadt der Welt, die allein hinreicht, einen Ankömmling verwirrt zu machen: so wirst Du denken können, in welcher Lage ich mich befinde. Ich denke nun auch nicht auf die nächste Stunde; ich will so hingehn, das notwendige tun. Und tragen, was ich muß. Und abwarten, wie sich das alles entwickelt.

Kannst Du etwas für mich tun, so tu es! Unendlich wird mich jedes Wort von Dir erfreuen und aufrichten.

An Frau v. Stein.

Rom, den 20. Dezember 1786.

Noch ist kein Brief von Dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher, daß Du vorsätzlich schweigst. Ich will auch das tragen und will denken: hab ich doch das Beispiel gegeben, hab ich sie doch schweigen gelehrt! Es ist das erste nicht, was ich zu meinem Schaden lehre.

Ich fange nun an, die besten Sachen zum zweitenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Wertes der Sachen auflöst.

Ich lasse mir nur alles entgegenkommen und zwinge mich nicht, dies oder jenes in dem Gegenstande zu finden. Wie ich die Natur betrachtet, betrachte ich nun die Kunst; ich gewinne, wonach ich solang gestrebt, auch einen vollständigern Begriff von dem Höchsten, was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freieres Feld.

Von gewissen Gegenständen kann man sich gar keinen Begriff machen, ohne sie gesehen, in Marmor gesehen zu haben. Der Apoll von Belvedere übersteigt alles Denkbare, und der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß.

Und doch ist das alles mir mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich

dachte wohl hier was zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel verlernen müßte, dachte ich nicht. Desto lieber ist mir's; ich habe mich ganz hingegeben, und es ist nicht allein der Kunstsinn, es ist auch der moralische, der große Erneuerung leidet.

An Herder.

Rom, den 29. Dezember 1786.

Endlich kann ich Dir mit Freuden melden, daß meine „Iphigenie" fertig ist.

Ich hab zeither eine Pause im Sehen gemacht, um das Gesehne wirken zu lassen. Nun fang ich wieder an, und es geht trefflich. Das gesteh ich aber auch, daß ich mich aller alten Ideen, alles eignen Willens entäußere, um recht wiedergeboren und neu gebildet zu werden.

Wieviel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit hervorzuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu spielen, da ich nun klüglich erst abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will, das alles erzähl ich Euch einmal, und es wird Euch unterhalten.

Aber es ist hier wie allenthalben, und alles, was hier geschehen könnte, ennuyiert mich schon voraus. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Kabalen mit verfechten helfen, die Künstler und Dilettanten loben, den Großen schmeicheln.

Und das sollte ich hier? Da ich's zu Hause nicht mag, und ohne Zweck?

Am ersten Festtage sah ich den Papst mit der ganzen Klerisei in der Peterskirche, da er vom Throne herab das Hohe Amt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art; ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß es mir von irgend einer Seite hätte imponieren können.

An Frau v. Stein.

Rom, den 6. Januar 1787.

Heute früh erhielt ich Deinen bitter-süßen Brief vom 18ten Dezember.

Ich kann zu den Schmerzen, die ich Dir verursacht, nichts sagen als: vergib! Ich verstocke mein Herz nicht, und bin bereit, alles dahin zu geben, um gesund zu werden für mich und die meinigen. Vor allen Dingen soll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich auf's neue mit Dir verbinden.

Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen, schon habe ich viele Ideen, auf denen ich festhielt, die mich und andre unglücklich machten, hingegeben, und ich bin um vieles freier. Täglich werf ich eine neue Schale ab und hoffe, als ein Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch, und komme mir mit Deiner Liebe entgegen. Schreibe mir wieder von Deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangnen nicht, wenn Du Dich auch dessen er-

innerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne, nur daß ich's genießen lerne! Das ist alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse.

Heute hab ich, als am Dreikönigsfeste, die Messe nach griechischem Ritus lesen und agieren sehn und hören. Sage dies Herdern. Die Zeremonien sind oder scheinen mir vielmehr theatralischer, pedantischer, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen.

Auch da hab ich wieder gesehn, daß ich für alles zu alt bin, nur für's Wahre nicht. Ihre Zeremonien und Opern, Umgänge und Ballette, es fließt wie Wasser an einem Wachstuch ab. Eine Wirkung der Natur, ein Werk der Kunst wie die viel verehrte Juno machen allein tiefen und bleibenden Eindruck.

An Frau v. Stein.

Rom, den 8. Juni 1787.

Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein für allemal für diese kirchlichen Zeremonien verdorben: alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß. Ich kam neulich auf einen Gedanken, der mich sagen ließ: auch eine schädliche Wahrheit ist nützlich, weil sie nur Augenblicke schäd-

lich sein kann und alsdann zu andern Wahrheiten führt, die immer nützlich und sehr nützlich werden müssen. Und umgekehrt ist ein nützlicher Irrtum schädlich, weil er es nur augenblicklich sein kann und in andre Irrtümer verleitet, die immer schädlicher werden. Es versteht sich dieses im großen Ganzen der Menschheit betrachtet.

Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind. Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's; wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht. Ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen. Ich bin mir selbst wiedergegeben.

Auf Herders dritten Teil freu ich mich sehr. Hebe mir ihn auf, bis ich sagen kann, wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden möge, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halt ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter werden wird.

Die letzten Zeilen beziehen sich auf Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", Herder war Prediger der Humanität. Wie vollkommen human Goethe war, zeigt u. a. sein Verhältnis zu seinem Diener und Ab-

schreiber Philipp Seidel, den er von Frankfurt nach Weimar mitgebracht hatte. Philipp durfte ihm seine Meinung in allen Dingen sagen, und so schrieb ihm der aufrichtige Diener denn auch, daß ihm die erste prosaische Fassung der „Iphigenie" besser gefallen habe als die in Italien erfolgte Umarbeitung in Verse. Goethe erwiderte

An Philipp Seidel.

Neapel, den 15. Mai 1787.

Was Du von meiner „Iphigenie" sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerkes willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittlern gewannen. Du hast zwei Szenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat.

Doch liegt das Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf verwenden können. Den ersten Entwurf schrieb ich unter dem Rekrutenauslesen und führte ihn aus auf einer italienischen Reise. Was will daraus werden? Wenn ich Zeit hätte, das Stück zu bearbeiten, so solltest Du keine Zeile der ersten Ausgabe vermissen.

Übrigens bleibe ja dabei, und ich fordre Dich dazu auf, mir über alles, was mich selbst angeht und was Du sonst gut finden magst, Deine Meinung unverholen, ja ohne Einleitung und Entschuldigung

zu sagen. Ich habe Dich immer als einen meiner Schutzgeister angesehen. Werde nicht müde, dieses Ämtchen auch noch künftig beiher zu verwalten.

Auch von den Naturstudien seines Herrn war Seidel angesteckt; er berichtete über seine mikroskopischen Entdeckungen nach Italien, und Goethe erwiderte:

An Philipp Seidel.

Rom, den 21. Dezember 1787.

Du tust sehr wohl, mein Lieber, Dich mit Betrachtung der Natur zu beschäftigen. Wie der natürlichste Genuß der beste ist, so ist auch die natürlichste Betrachtung die beste. Deine Beobachtungen sind recht gut. Du bist auch auf einem guten Wege zu beobachten. Nur mußt Du Dich in acht nehmen, daß Du Deinen Folgerungen nicht zu viel Wert gebest. Ich will nicht sagen, daß Du keine Folgerungen machen müßtest; denn das ist die Natur der Seele. Nur mußt Du immer Deine Meinung geringer halten als Dein Auge. So nützen mir z. E. Deine Beobachtungen recht wohl, wenn ich Dir in Meinungen und Kombinationen überlegen bin. Aber Du mußt durch alle diese Wege gehen, und die Freude, die Du über eine solche Entdeckung hast, ist das wahre Kennzeichen, daß Du weiter und weiter gehen wirst. Schreibe mir alles, was Du auf diesem Wege triffst. Mich interessiert's sehr, und ich lerne immer.

An seinen Herrn, den Herzog, berichtete Goethe am intimsten und ausführlichsten. Ihm erzählt er von den neuen Eindrücken, die er von einem Ausfluge nach Neapel und

Sizilien bekam; ihm schickt er die fertig werdenden neuen Dichtungen oder Umarbeitungen; ihm empfahl er auch die Fürsorge für seine bisherigen Amtskollegen Schmidt und Voigt, die in seiner Abwesenheit auch seine Geschäfte besorgten.

An Herzog Karl August.

Neapel, den 27. Mai 1787.

Auf alle Weise seh ich, wie schwer es ist, ein Land zu beurteilen. Der Fremde kann es nicht, und der Einwohner schwer. Und dann ist der Mensch so einseitig, daß ein so großer und mannigfaltiger Gegenstand von ihm nicht wohl begriffen werden kann. Diejenige, die ich über Neapel und Sizilien gesprochen habe, haben im einzelnen fast alle recht, im ganzen, wie mir scheint, fast keiner.

In diesen meinen letzten Tagen unterhält mich auch das Theater, an dem ich bisher wenig Freude gehabt habe. Doch seh ich, daß ich auf alle Fälle zu alt für diese Späße bin. Die andern bildenden Künste erfreuen mich mehr, und doch am meisten die Natur mit ihrer ewig konsequenten Wahrheit.

Lassen Sie mich nun dieses Blatt meinem eignen Verhältnisse widmen, für welches Sie so freundschaftlich und liebevoll sorgen.

Der Gedanke, Schmidten die nähere Aufsicht über die Kameralgeschäfte aufzutragen, hat meinen völligen Beifall. Er ist auf alle Weise der rechte Mann, nur bei dem Modo habe ich zu erinnern: daß, wenn Sie ihn zum Vizepräsidenten machen und mir eine Art von Direktion lassen, alsdann ein Glied des

Geh. Consilii dem andern untergeordnet ist, welches ich nicht für ganz gut halte. Vielmehr wünschte ich: Sie entbänden mich, mit einem freundlichen Worte, meiner bisherigen Inkumbenz (und mit der gewöhnlichen Formel: auf sein Ansuchen), machten alsdann Schmidten entweder geradezu zum Präsidenten oder geben ihm die Direktion, wie ich sie in Wirklichkeit (nicht nach dem Reskripte) gehabt habe. Doch das sei Ihnen alles überlassen. Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen. Alles, was Sie tun, um sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn! Ich bin zu allem und jeden bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken; ich will gern jederzeit meine Meinung sagen. So wird auch mein persönlich Verhältnis zu Schmidten mich in den stand setzen, nach Ihrem Verlangen in allen Sachen mitzuwirken. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und tun Sie mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen

und verlangen darf. Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehn, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben. Deswegen nehmen Sie den herzlichsten Dank für diesen neusten Vorschlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus.

Können Sie gelegentlich etwas für Voigten tun, der manches für mich trägt und dem Sie selbst wegen seiner Brauchbarkeit immer mehr auflegen müssen, so werden Sie Ihrem Dienste gewiß Vorteil bringen. Sprechen Sie mit Schmidten deshalb. Er kennt des Manns Verdienste, weiß, wie man gewußt hat ihn zu verkürzen, und kann wohl einen Weg angeben, wie Sie ohne Unzufriedenheit mehrerer ihn erleichtern können.

An Herzog Karl August.

Rom, den 11. August 1787.

Für Ihren lieben, werten Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, danke ich auf das herzlichste. Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße, und beruhigen mich auf alle Weise. Sie geben mir

Raum, daß ich erst recht mein werden kann, und sondern mich von Ihrem Schicksale nicht ab. Möge sich Ihnen alles zum Besten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen ferneren Aufenthalt etwas festes zu beschließen; nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche: mich noch bis Ostern in Italien zu lassen. Mein Gemüt ist fähig, in der Kunstkenntnis weit zu gehen; auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eignes kleines Zeichentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate eben hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommner zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspektiv, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben, September und Oktober möchte ich mich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und Dezember der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden. Die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte pp. Ich wünsche und hoffe es nur wenigstens so weit zu bringen, wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und Andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie auf's Blatt zu bringen, um andre mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben.

Bis Ostern werde ich es so weit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehen zu können. Denn gewisse Dinge sind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieses macht den Aufenthalt in Rom so angenehm, weil so viele Menschen sich hier aufhalten, die sich mit Denken über Kunst, mit Ausübung derselben zeitlebens beschäftigen, und wohl kein Punkt sein kann, über den man nicht von einem oder dem andern Belehrung erwarten könnte. Noch eine andre Epoche denke ich mit Ostern zu schließen: meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schrifstellerepoche. „Egmont" ist fertig, und ich hoffe, bis Neujahr den „Tasso", bis Ostern „Faust" ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird. Zugleich, hoffe ich, sollen die kleinen Sachen, welche den fünften, sechsten und siebenten Band füllen, fertig werden und mir bei meiner Rückkehr ins Vaterland nichts übrig bleiben, als den achten zu sammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch dieser Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernst an „Wilhelm Meister" gehn, den ich Ihnen recht zu erb und eigen schreiben möchte.

Daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erstaunend. Es ist eine Rekapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier, nach meiner ersten zurückzubilden, das was ich nur entworfen hatte, nun auszuführen, so lern

ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen.

An Herzog Karl August.

Rom, den 25. Januar 1788.

Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten. Sodann: den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist mir ziemlich, das letzte ganz geglückt.

Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte, so konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben; alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen, und unter manchen Mängeln und Fehlern ist der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menschen, in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man sich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt; ich habe an munterm und resolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkt ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte. Hier tat sich eine andre Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als

ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelassen den sinnlichen Eindrücken. So sah ich Rom, Neapel, Sizilien und kam nach Rom zurück. Die großen Szenen der Natur hatten mein Gemüt ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet. Von der Würde der Landschaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt; ich sah Claude und Poussin mit andern Augen; mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli. Dann sperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus; ich machte „Egmont" fertig und fing an, Perspektiv zu treiben und ein wenig mit Farben zu spielen. So kam der September heran; ich ging nach Fraskati, von da nach Castello und zeichnete nach der Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Oktobers kam ich wieder in die Stadt, und da ging eine neue Epoche an. Die Menschengestalt zog nunmehr meine Blicke auf sich, und wie ich vorher, gleichsam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, so konnte ich nun mit Entzücken sie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit seinen Teilen zeichnen, und nun fing ich erst an, die Antiken zu verstehen. Damit brachte ich November und Dezember hin und schrieb indessen „Erwin und Elmire", auch die Hälfte von „Claudinen". Mit dem ersten Januar stieg ich vom Angesicht aufs Schlüsselbein, verbreitete mich auf die Brust und so weiter, alles von

innen heraus, den Knochenbau, die Muskeln wohl studiert und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und das Charakteristische sich wohl eingeprägt. Meine sorgfältige ehemalige Studien der Osteologie und der Körper überhaupt sind mir sehr zu statten gekommen, und ich habe gestern die Hand als den letzten Teil, der mir übrig blieb, absolviert. Die nächste Woche werden nun die vorzüglichsten Statuen und Gemälde Roms mit frisch gewaschnen Augen besehen.

Diesen Cursum habe ich an der Hand eines Schweizers, namens Meyer, eines gar verständigen und guten Künstlers, gemacht, und ein junger Hanauer, namens Büry, der mit mir zusammenwohnt und ein gar resolutes, gutes Wesen ist, hat mir nicht wenig geholfen. Meine Absicht ist nun, im Februar einige Landschaftszeichnungen zu kopieren, einige Veduten nach der Natur zu zeichnen und zu kolorieren, und so auch darin sichrer zu werden.

Bisher habe ich Allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am ersten um meine Hauptsachen zu tun war, weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu tun.

An Herzog Karl August.

Rom, den 17. März 1788.

Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden.

Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll. Ich kann nur sagen: Herr, hie bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb sein. Ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehn.

Der Herzog, der in seinem Regentenamte immer tüchtiger geworden war, hatte in der Tat auch in Goethes Sachen das gemeinnützige Kompromiß gefunden. Er lud ihn ein, zurückzukehren, den Rang eines höchsten Beamten zu behalten, aber nur einen ganz kleinen Pflichtenkreis zu übernehmen, nur Aufgaben im Bereiche der Wissenschaften und Künste.

Man verlange Werbeblätter und andere Drucksachen, die über die Tätigkeit der Stiftung, über die Bedingungen der Mitgliedschaft u. s. w. Ausschluß geben. Jeder Beitrag ist willkommen! Ein Mindestjahresbeitrag von 2 Mark gewährt Anspruch auf einen Band der „Hausbücherei".



Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Die Stiftung ist ein rein gemeinnütziges Unternehmen unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen. Ihr Zweck ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen". Sie begann ihre Tätigkeit i. J. 1903 damit, daß sie an 500 Volksbibliotheken je 20 Bände verteilte, unter denen sich z. B. Fontanes „Grete Minde" — M. v. Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind" — eine Auswahl der „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm — Roseggers „Als ich noch der Waldbauernbub' war" befanden. Die zweite Bücherverteilung umfaßte 40 Werke (in 23 Bände gebunden) in je 750 Exemplaren — die dritte 42 Bücher (31 Bände) in je 750 Exemplaren.

Abzüge des Werbeblatts, des Aufrufs, der Satzungen, der Jahresberichte u. s. w. werden von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel gern unentgeltlich übersandt.

Die Stiftung erbittet besonders jährliche, aber auch einmalige Beiträge; erstere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden. Für Jahres-Beiträge von mindestens 2 Mk. gewährt die Stiftung durch Übersendung eines ihrer eigenen Bücher (nicht der angekauften Werke) Gegenleistung. Wer 25 Mark Jahresbeitrag zahlt, erhält auf Wunsch alle im gleichen Jahre erscheinenden Bände der „Hausbücherei".

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen — der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859112 — und der Stiftung selbst in Hamburg-Großborstel.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden nur mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel" erbeten.

Man verlange die erwähnten Drucksachen.



Gute und billige Bücher

Unter den mancherlei billigen Sammlungen, die in den letzten Jahren zur Verbreitung guter Literatur geschaffen wurden, zeichnen sich die Bücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung – einer rein gemeinnützigen Organisation unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen – durch sorgfältige literarische Auswahl und ausgezeichnete Ausstattung aus: holzfreies Papier, schönen und großen Druck, abwaschbaren, geschmackvollen Einband. Diese Eigenschaften haben in Verbindung mit dem äußerst billigen Preise den beiden Sammlungen der Stiftung schnell große Verbreitung verschafft.

Bis Dezember 1906 sind erschienen:

Hausbücherei

Bd. 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bild Kleists. 7 Vollbilder von Ernst Liebermann. Einleitung von Dr. Ernst Schultze. *6.–10. Tausend.* 170 Seiten. Preis gebunden 90 Pfg.

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bild Goethes. Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. 178 Seiten. Preis gebunden 80 Pfg.

Bd. 3. Deutsche Humoristen. *Erster Band:* Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. *21.–25. Tausend.* 221 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 4. Deutsche Humoristen. *Zweiter Band:* Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. *11.–15. Tausend.* 222 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 5. Deutsche Humoristen. *Dritter Band:* Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. *11.–15. Tausend.* 196 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 6/7. Balladenbuch. *Erster Band:* Neuere Dichter. *6.–10. Tausend.* 495 Seiten. Preis gebunden 2 Mark.

Bd. 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Bild Kurz'. Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 9. Novellenbuch. *Erster Band:* C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. *11.–15. Tausend.* 194 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 10. **Novellenbuch.** *Zweiter Band* (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. *6.–10. Tausend.* 199 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 11. **Schiller:** Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann. Mit Bild Schillers von Graff. 230 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 12 und 13. **Schiller:** Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann. Mit Bildern Schillers nach der Büste von Dannecker und nach der Zeichnung von Schmidt. 2 Bände. 226 und 302 Seiten. Preis gebunden je 1 Mark.

Bd. 14. **Novellenbuch.** *Dritter Band* (Geschichten aus deutscher Vorzeit): Adolf Schmitthenner, J. J. David, Wilhelm Hauff. *6.–10. Tausend.* 246 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 15. **Novellenbuch** *Vierter Band* (Seegeschichten): Joachim Nettelbeck, Wilhelm Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Poeck, Johannes Wilda. *6.–10. Tausend.* 179 Seiten. Preis geb. 1 Mark.

Bd. 16. **Auswahl aus den Dichtungen Eduard Mörikes.** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. J. Loewenberg-Hamburg. Mit Bild und Silhouette Mörikes. 235 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 17. **Heine-Buch.** Eine Auswahl aus Heinrich Heines Dichtungen. Herausgeg. u. eingeleitet von Otto Ernst-Hamburg. Mit Bild Heines. 203 S. Preis geb. 1 Mark.

Bd. 18 und 19. **Goethe:** Ausgewählte Briefe. Herausgeg. u. eingeleitet v. Dr. Wilhelm Bode-Weimar. Mit Bildern Goethes. 2 Bände. 169 u. 197 S. Preis geb. je 1 Mark.

Bd. 20/21. **Deutsches Weihnachtsbuch** Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. 413 Seiten. Preis geb 2 Mark.

Geschenkbände

mit prächtigem, biegsamem Einband sind von folgenden Bänden hergestellt:

Band 6/7 (rot, Ganzleder) Preis 4 Mark.
Band 12/13 (grün, Ganzleder) Preis 4 Mark.
Band 18/19 (grau, Ganzleder) Preis 4 Mark.
Band 20/21 (weiß, Dermatoid) Preis 4 Mark.

Volksbücher

Heft 1. 50 Gedichte von Goethe. Mit Bild Goethes. 95 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 2. Schiller: Wilhelm Tell. Mit Bild Schillers. *11.–20. Tausend.* 190 Seiten. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 3. Schiller: Balladen. Mit Bild Schillers. *21.–30. Tausend.* 108 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Mit Bild Schillers. 215 Seiten. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. 222 Seiten. Mit Bild Schillers. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 4 und 5 in einen Band gebunden 1.— Mark.

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Bild Brentanos. 59 Seiten. Preis geheftet 15 Pfg., gebunden 40 Pfg.

Heft 7. E. Th. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Mit Bild Hoffmanns. 113 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. – Die Freundinnen. Mit Bild Halms. 124 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 9. Reuter: Woans ick tau 'ne Fru kamm. Mit Bild Reuters. 61 Seiten. Preis geheftet 15 Pfg., gebunden 40 Pfg.

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Mit Bild Eyths. 68 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Anfang 1907 werden eine ganze Anzahl weiterer Hefte erscheinen (M. v. Ebner-Eschenbach, Jensen, Rosegger u. a.). Verzeichnisse darüber stehen gern zur Verfügung.

Endlich hat die Stiftung gelegentlich der Schillerfeier des Jahres 1905 herausgegeben ein

Schillerbuch,

enthaltend Einleitung über Schillers Leben von Dr. O. E. Lessing, die Glocke, sämtliche Balladen, Wilhelm Tell. Mit Bild Schillers von A. Graff. 346 Seiten. *11.–20. Tausend.* Gebunden 1 Mark.

Die Entwickelung der Tätigkeit der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

wird durch folgende Zahlen veranschaulicht:

	1902/1903	1904	1905	Insgesamt
Einnahmen Mk.	26.801,78	46.963,69	75.686,92	149.452,39
Ausgaben Mk.	17.351,88	38.160,97	77.217,41	132.730,26

An Volksbibliotheken wurden verteilt:

	1902/1904	1905	Insgesamt
Werke	18.063	24.021	42.084
Bände	10.948	13.934	24.882

Es wurden gedruckt:

	1902/1903		1904		1905		Insgesamt	
	Bde.	Exempl.	Bde	Exempl.	Bde.	Exempl.	Bde.	Exempl.
Neue Bände . .	3	15.000	7	35.000	16	135.000	26	185.000
Neue Auflagen	–	—	4	20.000	14	70.000	18	90.000
Bücher insges.	3	15.000	11	55.000	30	205.000	44	275.000



Goldene Medaille der Weltausstellung in St. Louis 1904.



Wie man der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung helfen kann.

Zunächst kann das durch Gewährung von Beiträgen geschehen; für mindestens 2 Mark Jahresbeitrag wird ein Band der „Hausbücherei" gewährt.

Ferner bietet sich oft die Gelegenheit, der Stiftung zu nützen, indem man Freunde und Bekannte auf sie aufmerksam macht, ihnen dieses Werbeblatt oder andere Drucksachen der Stiftung gibt (sie stehen stets gern in beliebiger Anzahl zur Verfügung), den Ankauf und die Verteilung der „Hausbücherei" und der „Volksbücher" fördert, sie zu Geschenkzwecken (nicht nur zu Weihnachten) empfiehlt, oder endlich in kleinen Orten (etwa in der Sommerfrische) die Gründung einer Volksbibliothek anregt; in letzterem Falle schreibe man an die Bibliotheks-Abteilung der Stiftung.

Als unschätzbare Hilfe haben sich die Ortsgruppen der Stiftung erwiesen, die seit kurzem von einzelnen ihrer Freunde und Freundinnen in großen, kleinen und kleinsten Orten begründet worden sind. Ihre Organisation ist ganz lose — sie besteht nur darin, daß jemand es unternimmt, Beiträge für die Stiftung zu sammeln und möglichst auch (wo keine Buchhandlung vorhanden ist) ihre Bücher zu verkaufen und das Geld dann an die Stiftung einzuzahlen. Unter den Vorstehern der Ortsgruppen befinden sich Regierungsräte, Fabrikbesitzer, Rechtsanwälte, Postbeamte, Lehrer usw. — und namentlich viele Damen.

Besonders in Frauenkreisen hofft die Stiftung auch sehr auf weitere Hilfe — sie hat deshalb einen eigenen Aufruf an die Frauenwelt erlassen, für dessen Verbreitung sie dankbar ist. Hier bietet sich der Frauenwelt Gelegenheit, für einen wichtigen kulturellen Zweck tätig zu sein, dessen Förderung gerade dem weiblichen Geschlecht leicht möglich sein wird.

Also noch einmal: helfen kann der Stiftung in seinem Kreise jedermann — jede Hilfe wird freudigst begrüßt.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.





